

Amts- und Anzeigengeblatt

für den Amtsgerichtsbezirk Eibenstock und dessen Umgebung

Bezugspreis vierteljährl. M. 1.50 einschließl. des „Illustr. Unterhaltungsblatts“ und der humoristischen Beilage „Seifenblasen“ in der Expedition, bei unseren Boten sowie bei allen Reichspostanstalten.

Tageblatt für Eibenstock, Carlsfeld, Hundshübel, Neuheide, Oberstüchengrün, Schönheide, Schönheiderhammer, Sosa, Unterstüchengrün, Wildenthal usw.

Erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage für den folgenden Tag. Anzeigenpreis: die kleinspaltige Zeile 12 Pfennige. Im amtlichen Teile die gespaltene Zeile 30 Pfennige.

Tel.-Adr.: Amtsblatt.

Sernsprecher Nr. 210.

Drucker und Verleger: Emil Hannebohn, verantwortl. Redakteur: Ernst Lindemann, beide Eibenstock.

Nr. 136.

60. Jahrgang.
Sonntag, den 15. Juni

1913.

Zum 16. Juni.

Und wieder darfst du hohe Feier
Begehen heut mit hellem Klang,
Und deiner Säng' Lieb und Feier
Rein deutsches Volk, löst Lob und Dank,
Ihn, den umklingt von fern und nah
Heut Wunsch und Gruß aus allen Zonen,
Von allen Völkern und Nationen,
Ihn grüße froh, Germania!

Du darfst ihn frei und stolz begrüßen,
Sein Wirken krönte hehrer Preis,
Und freudig legst du ihm zu Füßen
Der Friedenspalme volles Reis.



Den Gott zum Werke auserseh,
In tausend Nöten und Gefahren
Das Reich vor Stürmen zu bewahren,
Ihm danke laut, Germania!

Ja, frommen Dank darfst du ihm bringen
Für all sein Schaffen Jahr um Jahr,
Für all sein Kämpfen, Sorgen, Ringen,
Des hohen Ziel dein Friede war.
Und nun der Tag des Jubels da,
Laß neu die Flammen sich entzünden,
Die Volk und Herrscherthron verbinden,
O liebe ihn, Germania!

Impfungen betr.

Die diesjährigen öffentlichen unentgeltlichen Impfungen und Nachschauungen finden in der Turnhalle hier statt und zwar in nachstehender Reihenfolge:

I. Zur Erstimpfung kommen:

Mittwoch, den 18. Juni 1913, nachm. 5 Uhr

die impfpflichtigen Kinder, deren Familiennamen mit **A bis K** und

Donnerstag, den 19. Juni 1913, nachm. 5 Uhr

die Kinder, deren Familiennamen mit **L bis Z** anfangen.

Impfpflichtig in diesem Jahre sind alle bis zum Jahre 1913 etwa von 1912 geborenen, sowie die im vorigen Jahre erfolglos geimpften Kinder.

Bemerkte wird hierbei, daß nicht nur die vorstehend benannten hier geborenen, sondern auch die hierher verzogenen 1912 und früher geborenen, noch nicht geimpften Kinder in diesem Jahre impfpflichtig sind.

Sämtliche zur Erstimpfung gelangten Kinder sind

Donnerstag, den 26. Juni 1913, nachm. 5 Uhr

zur Nachschau vorzustellen.

II. Die Wiederimpfung erfolgt

Freitag, den 20. Juni 1913, nachm. 5 Uhr

für die Knaben und

Sonabend, den 21. Juni 1913, nachm. 5 Uhr

für die Mädchen,

a) für die der Nachweis der Impfung nicht erbracht worden ist,

b) die im Laufe dieses Jahres ihr 12. Lebensjahr zurücklegen.

Zur Nachschau haben sich diese Kinder

Sonabend, den 28. Juni 1913, nachm. 5 Uhr

vorzustellen.

Die Impfungen werden vom Impfarzte, Herrn Dr. med. Schlamm hier vorgenommen. Aus einem Hause, in dem ansteckende Krankheiten, wie Masern, Scharlach, Diphtherie, Krupp, Keuchhusten, Flecktyphus, rosenartige Entzündungen oder die natürlichen Pocken herrschen, dürfen Kinder zur öffentlichen Impfung nicht gebracht werden.

Die Eltern des Impflings oder deren Vertreter haben dem Impfarzte vor der Ausübung der Impfung über frühere oder noch bestehende Krankheiten des Kindes Mitteilung zu machen.

Die Kinder müssen zur Impfung mit reingewaschenem Körper, mit reinen Kleidern und reiner Wäsche gebracht werden. Die zur Ausgabe gelangenden Verhaltungs-

vorschriften für die Angehörigen der Erst- und Wiederimpfungen sind genau zu beachten. Eltern, Pflegeeltern und Vormünder impfpflichtiger Kinder werden unter Hinweis darauf,

daß für die Unterlassung der Impfung Geldstrafen bis zu 50 Mark oder Haftstrafen bis zu drei Tagen angedroht sind, zur pünktlichen Beachtung dieser Vorschriften ermahnt.

Stadtrat Eibenstock, den 5. Juni 1913.

Zur 25jährigen Jubelfeier der Regierung Seiner Majestät des Kaisers werden die öffentlichen Gebäude hier selbst am Sonntag, den 15. und am Montag, den 16. Juni 1913 besetzt werden.

Die Einwohnerschaft wird ergebens ersucht, die Häuser ebenfalls durch Flaggen oder Fahnen oder auf sonstige Weise schmücken zu wollen.

Stadtrat Eibenstock, den 12. Juni 1913.

J. B.: Stadtrat Reichner.

Bekanntmachung und Einladung.

Montag, 16. Juni 1913, vorm. 10-11 Uhr, begeht die Bürgerschule in der Turnhalle die Feier der 25jährigen Herrschaft Sr. Majestät des Kaisers.

Sie lädt alle Eltern, Freunde und Gönner, städtische, königliche und kaiserliche Behörden zum Besuche dieser Feier hierdurch ergebens ein.

Feier des Kaiser-Jubiläums in der Handelsschule am 16. Juni.

Die Handelsschule wird das Kaiser-Jubiläum durch eine Schulwanderung mit Waldfeier am kleinen Kranichsee festlich begehen.

Der Abmarsch erfolgt früh 7 Uhr vom Schulgebäude. Bei schlechtem Wetter wird vormittag 11 Uhr eine kurze Schulfeier stattfinden.

Mit der genannten Waldfeier werden verschiedene sportliche Übungen verbunden werden.

Alle Freunde der Schule und des Jugendsportes, sowie die Herren Prinzipale und die Angehörigen der Schüler, sind zu der geplanten Feier hierdurch herzlich eingeladen.

Jllgen.

Aus Anlaß des Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Kaisers findet am Montag, den 16. Juni 1913, vormittags 10 Uhr im Turnsaale eine

Schulfeier

statt, zu welcher hierdurch zugleich im Namen des Lehrerkollegiums ergebens eingeladen wird.

Festredner: **Dir. Grohmann.**

Bei günstigem Wetter sind für nachmittags von 5-7 Uhr Jugendspiele der 1.-6. Klasse im Bismarckhain in Aussicht genommen.

Die Schuldirektion zu Schönheide.

Wegeesperrung.

Die Bodantalkraße und der sogen. **Sofacr Grenzweg** innerhalb des Staatsforstreviers Auersberg werden vom 16. Juni ab bis Ende des. Mts. wegen Aufbringen von Massenschutt für den Verkehr gesperrt.

Der Ortsvorsteher des Staatsforstreviers Auersberg.
Eimmig.

Fünfundzwanzig Jahre Deutscher Kaiser.

Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe ich die Regierung im Aufblick zum König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottsfurcht zu pflegen, den Frieden zu schützen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer zu sein. Dem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, welche mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme ich die Zuversicht, daß

Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Ein Vierteljahrhundert ist mit dem 15. Juni verlossen, seit unser Kaiser in seinem Erlaß „An mein Volk“ diese Worte gesprochen hat. Mit eiserner Energie hat unser Kaiser sein Ziel verfolgt, und was er damals, vor 25 Jahren, dem deutschen Volke zugesichert hat, davon ist er keinen Finger breit abgewichen. Stolz kann und muß der Deutsche sein auf diesen Kaiser, den ihm der Himmel beschied hat, der mit dem höchsten Zielbewußtsein an dem Bau wei-

ter arbeitet, zu dem seine fürstlichen Ahnen den Grundstein gelegt haben.

Groß und in herrlicher Blüte steht das Deutsche Reich da, unbelümmert um das Geklaff und die Rädereien seiner Feinde. Die Friedenspolitik unseres Kaisers hat sich aufs glänzendste bewährt, sei es, daß er durch seine Besuche an fremden Fürstenhöfen die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten suchte, sei es, daß er nach dem alten, so richtigen Grundsatz: si vis pacem, para bellum (willst du Frieden, so sei kriegsbereit) dafür Sorge getragen hat und

noch trägt, des deutschen Volkes Meer und Marine zu vergrößern und zu verstärken.

Wie unser Kaiser mit großer Umficht dafür Sorge trägt, den Frieden zu erhalten, steht er in anderer Weise nicht zurück, immer mehr und mehr zu zeigen, daß das Deutsche Reich tatsächlich an der Spitze der Nationen marschirt, und selbst von den Reichern im Auslande als erste Großmacht erklärt und geachtet wird. Unendlich viel Segensreiches ist unter der Leitung des tatkräftigen Kaisers geschaffen worden, um die Wohlfahrt des Volkes nach Möglichkeit zu fördern. Kaum abzusehen ist die Fülle bedeutungsvoller gesetzgeberischer Leistungen der mannigfachen Art, die im Reiche und in Preußen in dieser Zeit in die Tat umgesetzt sind.

Was den Kaiser besonders auszeichnet, ist sein fester, eiserner Wille. Sie volo, sie jubeo (so will ich, so befehle ich), schrieb er einst unter seinen Namenszug auf ein von ihm verschontes Bild, und dieser Devise wird er treu bleiben. Mit fester Hand hält er die Zügel der Regierung, und unbekümmert um alles andere tut er das, was ihm zur Wohlfahrt und zur Förderung der materiellen und geistigen Interessen des Volkes, über das zu herrschen er berufen ist, zu tun nötig erscheint. Ferner bewundern wir an unserem Kaiser den scharfen praktischen Blick, wir rühmen an ihm seine Gewissenhaftigkeit, die alles selbst prüft, wir rühmen an ihm seine Offenheit, welche die Dinge unerbittlich so hinstellt, wie sie sind, und die es verdammt, eingerissene Unzulänglichkeiten durch ein Mäntelchen der Dummheit zu entziehen. „Der Kaiser ist auf dem Posten!“ so klingt es aus vielen Volksgesprächen heraus.

In der Tat, ist es wohl selten ein Herrscher auf dem Throne gewesen, der sein verantwortungsreiches Amt mit solcher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue verwaltet, wie Kaiser Wilhelm II. Hierin ist sein von ihm so hoch verehrter Großvater ihm stets ein Vorbild gewesen. Seine vielen Reisen halten ihn nicht davon ab, genau über alle Vorkommnisse in seinem Lande unterrichtet zu sein, und ebensowenig Ruhe wie unterwegs gönnt er sich daheim. Neben all seiner angestrengten Arbeit findet der Kaiser immer noch Zeit, die Vorträge von Gelehrten anzuhören, die Werke von Künstlern in Augenschein zu nehmen oder selbst wissenschaftliche Abhandlungen auszuarbeiten. Auch auf dem Gebiete der Kunst ist der Kaiser selbstthätig tätig, wie seine selbst gedichteten und komponierten Lieder, die von ihm gemalten Bilder und die von ihm entworfenen Ausschmückungspläne beweisen. Des Kaisers Kunst- und Schönheits Sinn verdammt besonders die Reichshauptstadt Ausschmückungen aller Art auf dem Gebiete der architektonischen und Bildhauerkunst.

Vorbildlich ist unseres Kaisers Familienleben! Es war keine Heirat aus politischen Interessen, sondern eine aus gegenseitiger Neigung und Liebe, die der junge Prinz Wilhelm am 27. Februar 1881 mit der Prinzessin Auguste Viktoria zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg schloß. Diese Liebe zwischen den hohen Ehegatten ist geblieben, und ihr Familienleben muß dem deutschen Volke zum Vorbilde dienen. Mit Stolz und Freude darf das Kaiserpaar auf eine Nachkommenschaft von sechs Söhnen und einer Tochter blicken, die alle, dank der Erziehung, die der Kaiser ihnen angedeihen ließ, echte und rechte Hohenzollern sind.

Mögen die weiteren Regierungsjahre unseres Kaisers ihm selbst und dem preussischen und deutschen Volke, wie im verflochtenen Vierteljahrhundert, so auch fernerhin, zum Segen gereichen, möge unser Kaiser von aller Trauer und Trübsal verschont bleiben, möge er das hohe Ziel, das er sich gesteckt hat, immer mehr und mehr verwirklicht sehen, und möge er es erleben, daß dieses Ziel jedem einzelnen zum Segen und somit unserem gesamten schönen deutschen Vaterlande zum Segen gereicht. Das ist des deutschen Volkes Jubiläumswunsch!

Rückzug auf der ganzen Linie.

Das „Väterchen's" Antwortwort mit einem Schlage Ruhe unter die tobenden Balkan-Schlingel gebracht hat, schreiben wir gestern schon. Voraussichtlich war es Serbien, das sofort zum Rückzuge blies. Aber auch Bulgarien fügt sich — und vielleicht fügt es sich sehr leichtem Herzen — dem energischen Spruch des Zaren Nikolaus, und nur einige kleine Vorbehalte macht es. So soll in dem strittigen Gebiet ein „Kondominium" errichtet werden, das heißt: daß dieses Gebiet gemeinschaftliches Eigentum sein soll, woran jede beteiligte Macht einen idealen Anteil hat. Die bulgarischen Vorschläge lauten:

Sofia, 13. Juni. Auf den von Serbien an Bulgarien gerichteten Demobilisierungs-Vorschlag wird von maßgebender Seite erklärt, es sei gewiß auffallend, daß Serbien, welches mit der Zusammenziehung seiner Truppen an den bulgarischen Grenzen begonnen hat, die bulgarische Konzentration zum Anlaß nimmt, um den Frieden desorgt zu sein. Wenn seine Befürchtungen aufrichtig sind, so sollte es zuerst etwas für die Durchführung des Bündnisvertrages tun. Trotzdem will Bulgarien auf den serbischen Vorschlag eingehen, wenn das unbestrittene Gebiet von Serbien geräumt und in der strittigen Zone ein Kondominium errichtet wird. König Ferdinand hat auf die Depesche des russischen Kaisers geantwortet; er weist in der Antwort auf das von seiner Regierung gestellte Ansuchen wegen des Schiedsgerichtes hin und baut auf die Gerechtigkeit des Urteils in der Lösung der makedonischen Frage.

Und von Serbien hört's die Herüber:
Wien, 13. Juni. Wie die „Südwestliche Korrespondenz" aus angeblich bester Quelle erfährt, wird Serbien auf der ganzen Linie nachgeben. Das Paratelegramm sei mit Bulgarien vereinbart gewesen gegen die Zusicherung, daß Bulgarien einem neuen Balkanbunde beitrete. Die Vorgän-

ge der letzten Tage hätten nur diplomatische Rückzugs-maßnahmen zur Behütung der neuen Stellungnahme des Balkanbundes gegen Österreich-Ungarn enthalten.

Unter diesen Umständen müßte es sichtlich überflüssig erscheinen, daß die übrigen Großmächte nun auch noch einen Druck auf die Balkanstaaten ausüben. Aber wohl der Form halber, damit Rußland nun nicht allein dort unten nach Willkür schalten kann, haben die Mächte an dem geplanten Schritt festgehalten.

Belgrad, 13. Juni. Die Vertreter der Großmächte überreichten heute mittag der serbischen Regierung die Note, durch welche die sofortige Verminderung der augenblicklichen Kriegsstärken in Anregung gebracht wird.

Wunderbar schnell wird nun, nachdem eine „Wartzeit" nicht mehr existiert, auch die Reorganisation des bulgarischen Kabinetts erfolgen:

Sofia, 13. Juni. Das Kabinet wird heute abend oder spätestens morgen gebildet sein. An der Bildung des Kabinetts beteiligen sich die beiden gegenwärtig am Ruder befindlichen Parteien. Das Präsidium übernimmt Dr. Danew; die gegenwärtigen Minister bleiben bis auf zwei im Amte.

In Rußland ist man bemüht, den durch gewonnenen Einfluß auf dem Balkan sich durch schnelles Arbeiten zu erhalten:

Petersburg, 13. Juni. Heute findet ein außerordentlicher Ministerrat statt, der sich mit dem serbisch-bulgarischen Konflikt befassen wird.

Tagesgeschichte.

Deutschland.

Die Glückwünsche des Bundesrats. Der Bundesrat wird am Montag dem Kaiser seine Glückwünsche zum Regierungsjubiläum durch eine Deputation übermitteln, an deren Spitze der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg steht. Der Deputation gehören ferner an der bayerische Gesandte Graf von Verchenfeld, der medienburgische Gesandte Freiherr von Brandenstein sowie der stellvertretende Bundesratsbevollmächtigte des Großherzogtums Sachsen, Dr. Paulßen.

Anlässlich des Regierungsjubiläums des Kaisers beabsichtigte Präsident Dr. Kaempf im Reichstage zu Beginn der Sonnabend Sitzung eine Ansprache an den Reichstag zu richten. Von weiteren Festlichkeiten ist Abstand genommen worden.

Reichstagsabschluss. Einer Berliner Parlaments-Korrespondenz zufolge, sollen nach Fertigstellung des Steuerkompromisses die Arbeiten so beschleunigt werden, daß sie bis zum 28. Juni abgeschlossen sind. Die Budgetkommission soll alle Deckungsvoorlagen bis zum 21. dieses Monats fertigstellen. Das Plenum will den Beiratsbeitrag in der nächsten Woche beraten, außerdem noch Wahlprüfungen und keine Vorlagen, darunter das Staatsangehörigkeitsgesetz. Die übrigen Deckungsvorlagen und die Beiratsvorlage in der dritten Lesung folgen in der Woche vom 23. bis 28. Juni. Wenn sich noch Kompensationen ergeben, sollen höchstens noch drei Tage zugelegt werden, sodas die Vertagung spätestens am 2. Juli erfolgt.

Österreich-Ungarn.

Neue Enttarnungen über Redl. Ein böhmisches Provinzialblatt läßt sich aus Wiener militärischen Kreisen berichten, daß Redl nicht nur Spionage zugunsten Rußlands, sondern auch zugunsten Serbiens und Montenegros betrieben habe. Das sei namentlich in den Tagen des Statutenkongresses deutlich zum Ausdruck gekommen. In Montenegro hätte man von allen Bewegungen der österreichischen Truppen Kenntnis; auch alle Chiffredepechen an den österreichischen Gesandten wurden entziffert und früher gelesen, ehe sie der Gesandte in die Hand bekam. Man änderte den Schlüssel, aber Redl verriet auch den neuen Schlüssel an Montenegro. Die Deffentlichkeit hat keine Ahnung, welche Verwirrung und welche Unsumme von Tätigkeit die Verräterei Redl's im Generalkstab hervorgerufen hat. Alle Pläne müssen umgearbeitet werden, und es wird Tag und Nacht gearbeitet, um alles von Grund auf neu aufzubauen.

Balkanfragen im österreichischen Abgeordnetenhaus. Die Mitglieder des Klub, Slavinski und Genossen, brachten in der Freitag-Sitzung des Abgeordnetenhauses eine Interpellation ein, in welcher darauf hingewiesen wird, daß die siegreichen Balkanstaaten leicht zu einem für Österreich-Ungarn gefährlichen Instrument der Politik Rußlands werden könnten. Es liege im Interesse der österreichisch-ungarischen Monarchie, daß eine weitere Schwächung des osmanischen Reiches verhindert werde. Eine derartige Annäherung sollte aber keineswegs störend auf die Ausgestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen Österreich-Ungarns zu den Balkanstaaten wirken. Die Interpellation schlägt eine Ausgestaltung des Konsulatsdienstes in Kleinasien und die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in Kleinasien vor.

Eine Duellforderung. Tisza's an den Grafen Hadik. Der Ministerpräsident Graf Tisza hat am Freitag dem Grafen Johann Hadik eine Duellforderung zugesandt, weil der Graf am vergangenen Donnerstag im Magnatenhause während der Rede des Grafen Tisza den Zwischenschrei gemacht hatte: „Es ist nicht wahr!"

Frankreich.

Die Zwischenfälle von Nancy in der französischen Kammer. Der Abgeordnete von Nancy, Driant, interpellierte über die Zwischenfälle, welche sich anlässlich der Anklage des Reiches über die dreijährige Dienstzeit ereignet haben und richtete die Anfrage in die Regierung, welche Maßnahmen sie gegen die revolutionären Organe zu

ergreifen gedenke. Driant machte darauf von den Informationen Mitteilung, welche er über die Demonstrationen erhalten habe, die sich möglicherweise am 24. September bei der Entlassung der Jahresklasse ereignen könnten. (Zurufe auf der äußersten Linken: Das ist eine Denunziation! Zurufe und Widerspruch auf vielen Banken.) Driant sagte: Die Parole wird sein, daß die Leute sich so stellen werden, als wenn ihre Dienstzeit beendet sei, und sie würden am 24. September in Zivilkleidung zu ihren Familien zurückkehren. Das würde eine besondere Art von Fahnenflucht sein. (Beifugung und Widerspruch auf der äußersten Linken.)

England.

Der Absturz der „Astra Torres". Das Luftschiff „Astra Torres", das die englische Regierung von Frankreich gekauft hat, ist, wie wir schon gestern meldeten, beim ersten Aufstieg in England verunglückt. Die Zeitungen äußern darüber großes Bedauern, denn das Luftschiff schien allen Ansprüchen zu genügen. Die Behörden hatten die Ankunft des Luftschiffes in England geheim gehalten, um dem Volk eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, was nun freilich mißlungen ist. Eine Viertelstunde tummelte sich das Luftschiff unter Leitung seiner französischen Schöpfer über dem Flugplatz von Farnborough, dann flog es nach Vassans Plain hinüber und dort knickte es in der Mitte ein und nahm die Gestalt eines Halbmondes an. Glücklicherweise war das ganze Flugkorps von Aldershot zugegen und konnte bei der kläglichen Landung Dienste leisten. Das Luftschiff wurde ausgebeffert und Gas nachgefüllt und um 8 Uhr wurde es noch einmal aus seiner Behausung herausgeholt. Ein Aufstieg wurde nicht unternommen, aber es wurde an Tauen auf dem Flugfeld heranzuführt, um zu zeigen, daß es keinen sonderlichen Schaden erlitten hatte. Der Unfall wird darauf zurückgeführt, daß es in der Höhe von 2000 Fuß der rechten Seite zu sehr ausgebeugt war. Das Gas soll sich so schnell ausgebeugt haben, daß etwas herausgelassen werden mußte. Man versuchte, Luft in die Ballonette zu pumpen, aber die Maschine versagte.

Portugal.

Neues Bombenattentat in Lissabon. Als sich am Donnerstag nachmittags die amtlichen Persönlichkeiten in Lissabon zu einem vom Gemeinderat veranstalteten Fest begaben, explodierte eine Bombe. Die Zahl der Opfer ist noch nicht bekannt, man weiß auch nicht, ob es sich um einen von den Monarchisten angeführten politischen Anschlag handelt.

Türkei.

Straßenkämpfe in Konstantinopel. Bei dem Versuch der Verhaftung einer der Mörder Mahmud Schewket Paschas, die Freitag nachmittags 6 Uhr unweit des deutschen Konsulats erfolgen sollte, wurde starker Widerstand geleistet. Es entspann sich ein regelrechtes Gefecht, das erst mit der Einnahme des Hauses, in dem sich der Verbrecher und seine Komplizen verbarrikadiert hatten, sein Ende fand.

Amerika.

Auch die Franzosen haben schwere Kämpfe zu bestehen. Oberst Mangin, der am 6. Juni in der Richtung auf Khima, wo sich die Truppen Maha Saids befanden, aufgebracht war, mußte mehrere Anhöhen im Sturme nehmen. Die Verluste auf französischer Seite sollen 15 Tote, darunter 1 Offizier und 100 Verwundete betragen. Die französische Artillerie richtete verheerende Verluste in den Reihen des Feindes an. Oberst Mangin ist am 11. Juni nach der Kasbah von Tadla zurückgekehrt.

Derliche und sächsische Nachrichten.

Eibenstock, 14. Juni. Leider sollte die Feier der 25jährigen Regierungsjahre unseres geliebten Kaisers nicht in dem Maße zu stande kommen, wie wohl der weitaus größte Teil der Eibenstocker es gewünscht hätte. Ganz spaccio vorübergehen lassen wollte man indessen hier diesen bedeutungsvollen Tag nicht, und so hielten zunächst die Turnvereine ihr für diese Feier festgesetztes Programm voll und ganz aufrecht. Daß auch die Militärvereine den Kaiserfest begehen würden, war wohl vorauszu sehen, nicht aber, daß es ihnen in verhältnismäßig recht kurzer Zeit noch gelingen sollte, eine nimmerhin ansehnliche Zahl auch der anderen Vereine zu einer gemeinschaftlichen, wenn auch schlichten Feier — die das Wesen eines vollendeten Volksfestes allerdings nicht tragen kann — heranzuziehen. So wird denn doch der morgige Sonntag hier noch im Zeichen des Regierungsjubiläums unseres Kaisers stehen. Der Vormittag verbürgt uns eine stattliche Kirchenparade mit anschließendem Festgottesdienste und folgender Feier am Kriegerdenkmal. Am Nachmittage dürfte sich dann wohl alles zum Schauturnen der Turnvereine „Eibenstock" u. „Frisch auf" auf dem Turn- und Spielplatz an der Bodelfstraße wiederfinden, vorausgesetzt natürlich, daß der Himmel hohenzollernwetter beschert. Aber noch ein Weiteres mußte getan werden. Die ganze Stadt muß morgen auch äußerlich zeigen, daß in Deutschland ein hoher Feiertag begangen wird, bei dessen würdigem Gedenken Eibenstock nicht hat zurückstehen wollen. Daran überall: Fahnen heraus! Um zu zeigen, daß man auch in Eibenstock treudeutsch fühlt, daß man auch hier die so überaus segensreiche Regierungszeit unseres Kaisers Wilhelm II. voll anzuerkennen versteht. Möge man hier die Feier innerlich wie auch äußerlich so gestalten, daß sie einem warmen Dankruf für die 25jährige weitschauende und vorbeugende Friedensarbeit unseres Kaisers, der Deutschland den wirtschaftlichen Aufschwung mit verdankt, gleichkommt.

Eibenstock, 14. Juni. Heute Mittag, kurz nach zwölf Uhr, lief in der Langestraße unweit des

Sotels, den...
den...
werden...
gespielt...
Prönungs...
Oper...
Einzug...
gibt...
Fr. v. B...
Jahre in...
Totenbett...
de vom G...
und Schu...
angewom...
Amt dort...
— V...
Brett gib...
des beka...
des Re...
Kaiser...
mischer...
diesem...
er an die...
die in de...
zahlreich...
— V...
meldet ein...
zwanzig...
gestellt...
in Sachse...
ermord...
Notwehr...
Ruhe gele...
2. Diehm...
3000...
5224 6874 7...
71586 78407...
500...
32884 37780...
69968 69014...
103081 1058...
200...
11827 1800...
28591 24470...
31188 34495...
43719 44515...
57107 58097...
62044 62355...
57648 92808...
101202 101...
106664...
Am...
Ohne Gr...
des Reich...
K...
Reichsun...
Preussisch...
Sachs. H...
Sachs. H...
Chemni...
Chemni...
Chemni...
An...
An- u. Ver...
Sächs...
Sonnt...
Freundli...
Für...
Gr...
H...
Mom...
33...
sowie alle...
tikol...
O. Beren...
(Du

Hotels „Englischer Hof“ ein fünfjähriges Mädchen namens Wolff in ein Automobil. Das Mädchen wurde von dem Kotflügel des Wagens erfasst und zur Seite geschleudert, wodurch es eine Gehirnerschütterung und Schädelverletzung erlitt. Lebensgefahr besteht bei dem verunglückten Kinde nicht.

— Carlshof, 14. Juni. Zu der morgen stattfindenden Platzmusik in der Nähe des hiesigen Gasthofes werden von der Gög'schen Musikkapelle folgende Konzertsätze gespielt: Deutsche Treue, deutscher Sinn, Marsch v. S. Heim, Krönungsfeier, Ouvertüre v. M. Weber, Fantasie aus der Oper „Hoffmanns Erzählung“ v. J. Offenbach, Frühlingsgong, Albumblatt v. R. Blondin, Kriegsanfänge und Dantebild v. Gottlob. Unter dem Siegesbanner, Marsch von Fr. v. Blon.

— Carlshof, 14. Juni. Der seit reichlich einem Jahre in unserer Gemeinde tätig gewesene Nachschußmann, Totenbettemeister und Wegewärter Herr S. Wendler wurde vom Gemeinderate zu Großschachwitz als Nachschußmann und Schulhausmann gewählt. Herr Wendler hat die Wahl angenommen und tritt voraussichtlich Anfang August sein Amt dort an.

— Leipzig, 12. Juni. Durch Anschlag am schwarzen Brett gibt der Rektor der Leipziger Universität den Studierenden bekannt, daß der akademische Senat aus Anlaß der Feier des Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Kaisers den 16. Juni 1913 zum „dies academicus“ (akademischer Feiertag) erklärt hat und daß aus diesem Grunde an diesem Tage die Vorlesungen ausfallen. Gleichzeitig richtete er an die Studierenden die Bitte, an der akademischen Feier, die in der Universitätsaula veranstaltet wird, sich möglichst zahlreich zu beteiligen.

— Aue, 13. Juni. Aus Sauglau im Donautal meldet ein Telegramm: Bei der hiesigen Polizei hat sich ein zwanzigjähriger Eisenleger Namens Pödel aus Augsburg gestellt mit der Angabe, daß er im September 1911 in Aue in Sachsen einen 46-jährigen Metzger aus Holland ermordet und vergraben habe. Die Tat sei in Notwehr begangen worden; sein Gewissen habe ihm keine Ruhe gelassen.

2.ziehung 1. Klasse 164. Königl. Sächs. Landes-Lotterie, gezogen am 12. Juni 1913.

3000 M. auf Nr. 36587 40608 40808. 2000 M. auf Nr. 5840 5824 674 78117 85890. 1000 M. auf Nr. 17562 22109 59474 62908 71586 78402 91218 98732 98456 108592.
500 M. auf Nr. 5460 9289 9961 15141 16597 18881 24096 27077 32684 37780 41077 48240 49008 50902 50964 51805 52888 64086 64109 65963 69014 70861 81181 84447 89142 91384 90964 90916 98176 102949 109081 105800 107585.
200 M. auf Nr. 65 1464 2154 5822 6016 8074 8087 8070 11412 11827 12486 15760 16898 17225 18115 19031 20286 20826 20836 20884 23591 24470 24749 25989 26058 26248 26748 26745 28524 28708 30282 31188 34489 35358 35485 36002 36082 37311 39722 40883 42884 43654 43719 44515 45464 47648 48225 48897 49078 49409 50197 53017 55921 57107 58097 58227 58559 59048 59248 59776 60184 62774 68297 69314 69044 69258 70441 72006 72866 73459 73788 79299 83654 85263 85483 87548 92808 94674 97796 98991 98980 98989 98994 100888 100899 101128 101292 101419 105064 105832 105796 106883 107649 108564 109258 109664.

Deutscher Reichstag.

161. Sitzung vom 13. Juni 1913.

Am Bundesratstische: Freiherr von Heeringen. Ohne Erörterung genehmigte heute die Plenarsitzung des Reichstages den Gesetzentwurf über den Unterstü-

tzungswohnsitz in Bayern in erster und zweiter Lesung. Dann wandte man sich wieder den Beratungen über die Heeresvorlage zu. Der Zentrumsabgeordnete Raden betonte nochmals, daß seine Fraktion an ihrem Standpunkte, keine Ausgaben ohne Deckung, festhalte. Er trat dann energisch einigen gestrigen Ausführungen des Genossen Ledebour entgegen und verlangte, daß die Befreiung vom Heeresdienst wegen besonderer bürgerlicher Verhältnisse nicht erschwert werden dürfe. Abgeordneter Rogalla von Bieberstein (konf.) erklärte, daß seine Partei vollkommen auf dem Boden der Regierungsvorlage stehe. Der Reichsparteiführer Freiherr von Camp forderte besonders Schutz für Ostpreußen. In seiner Erwiderung betonte Kriegsminister von Deeringen, daß die deutsche Heeresverwaltung sich ihrer Pflicht bewußt sei, den deutschen Boden zu schützen. Der Fortschrittler Giesing verlangte, daß aus dem Innern des Reiches Kavallerie an die Grenze getätigt wird, sofern diese bedroht erscheint. Die Attraktion des Tages bildete die namentliche Abstimmung über die verschiedenen Anträge auf Bewilligung von Kavallerieregimentern. Der konservative Rogalla von Bieberstein verlangte statt der von der Regierung geforderten sechs Regimenter deren 8. Aber er hatte bei den Volkswortredern wenig Glück. Denn die namentliche Abstimmung ergab die Ablehnung seines Antrages mit 302 gegen 67 Stimmen. Auch dem nationalliberalen Antrag Baffermann, der die Wiederherstellung der Regierungsvorlage verlangte, erging es nicht anders, denn er wurde mit 203 gegen 159 Stimmen abgelehnt. Es bleibt somit bei dem Kommissionsbeschlusse, der drei Regimenter für genügend hielt. Eine Anzahl Resolutionen gelangte zur Annahme und das Haus vertagte sich auf morgen, um seine Beratungen weiter zu führen.

Wettervorhersage für den 15. Juni 1913.
Schwache Westwinde, heiter, wärmer, trocken.
Niederschlag in Eibenstock, gemessen am 14. Juni, früh 7 Uhr
0,6 mm - 0,6 l auf 1 qm Bodenfläche.

Freundenliste.

Ueberrachtet haben im Rathhaus: Ernst Günther, Rfm., Leipzig. Karl Böhm, Rfm., Martin Friedrich, Kraftwagenführer, beide Plauen.
Reichshof: Martin Schöne, Rfm., Halle. Paul Hakebell, Rfm., Schwarzenfeld. Dr. William Weider, Rfm., Eibenstock. Hans Godelmann, Betriebsingenieur, Barmen. Hermann Wolf, Rfm., Berlin. Heinrich Schön, Architekt, Rlm.
Vielhaus: Hermann Frische u. Frau, Brauereibesitzer, Plauen. Otto Köhler, Sekretär, Suise Köhler u. Sohn, Kaufmannsgattin, Eiml. Leipzig. Guido Bauch u. Frau u. Kind, Professor, Eiml. Wald. Walter Müller, Bantvorstand, Chemnitz.
Gasthaus: Brauerei: Max Schneider, Partettischer, Leipzig. Paul Seibt, Monteur, Wittweiba. Richard Schröder, Monteur, Rofmwin. Ernst Kirchner, Klavierstimmer, Kuerbach i. B.

Neueste Nachrichten.

— Dresden, 14. Juni. Die sächsische Regierung wird, wie an zuständiger Stelle mitgeteilt wurde, auch die anerkannte statistische Gebühre, die eine Reichsvermögenssteuer darstellt, ablehnen und nach Kräften im Bundesrat bekämpfen.

— Königsberg, 14. Juni. Als der Arbeiterzug, der abends 1/2 7 Uhr auf dem hiesigen Eisenbahnhof ankommt, gestern in die Bahnhofsstraße einfahren wollte, sprang die Lokomotive an einer scharfen Kurve aus dem Geleise. Der noch in voller Fahrt befindliche Zug entgleiste ebenfalls. Die ersten drei Wagen wurden vollständig zertrümmert. Mehr als zwanzig Personen waren schwer verletzt und lagen unter den Trümmern begraben. Den meisten Verunglückten wurden Arme und Beine abgefahren; viele haben Quetschungen erlitten. Der verunglückte Zug war dicht besetzt. Von den herbeigeeilten Rettungsmannschaften wurden im ganzen 26 Personen verbunden und nach dem Krankenhaus geschafft. Der Zustand der Leichtverletzten ist noch nicht festgestellt.

— Brüssel, 14. Juni. Der bekannte belgische Schriftsteller Camillo Lemonnier ist an den Folgen einer Operation gestorben.

— Paris, 14. Juni. „Libre parole“ meldet aus Tanger, daß eine Mahalla des Sultans auf dem Wege von Tetuan nach Ceuta von Räubern aufgefangen worden sei.

— Kopenhagen, 14. Juni. Der Kapitän des norwegischen Dampfers „Minerva“ auf der Fahrt von Christiania nach England begriffen, berichtet, daß bei Fisterba der Lastkutter „Bravo“ aus Lübeck gekentert sei. Infolge des Sturmes war es nicht möglich, die gesamte Mannschaft zu retten. Drei Mann fanden den Tod in den Fluten.

— Paris, 14. Juni. Die Balkan-Finanzkommission wird Montag zusammenkommen. Man glaubt, daß die österreichische Regierung für den Antrag stimmen wird, die Delegierten der Alliierten und der Türkei besitzen je eine Stimme. Das heißt also, daß die vier Balkandelegierten nur zusammen über eine Stimme zu verfügen haben werden. Es heißt, daß wohl die Balkandelegierten diesen Antrag nicht akzeptieren werden.

— Belgrad, 14. Juni. In politischen Kreisen verlautet, der König habe das Telegramm des Zaren bereits beantwortet. Er habe die Vermittlung dankend angenommen und hervorgehoben, daß Serbiens Lebensinteresse von der Behaltung des rechten Bardothers abhängt.

— Athen, 14. Juni. Der österreichische und italienische Konsul haben Esfah bei in Tirano einen Besuch abgestattet und ihn zu veranlassen gesucht, dahin zu wirken, daß Albanien unter das Protektorat Oesterreichs und Italiens gestellt werde. Esfah soll sich geäußert haben, daß es im Interesse Albanien läge, wenn das Land unter das Protektorat sämtlicher Mächte gestellt würde.

— Madarso, 14. Juni. Etwa 1000 Menschen drangen ins Gefängnis ein, in welchem ein 18-jähriger Neger, der der Bergewaltung eines weißen Mädchens angeklagt war, gefangen gehalten wurde, und bemächtigten sich seiner. Hierauf wurde der Neger an einen Baum gehängt und beschossen. Darauf wurde er mit Petroleum übergossen und angezündet.

Kursbericht vom 13. Juni 1913 Mitteldutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft, Abteilung Eibenstock.

Deutsche Fonds.	74.80	3/4, Dresdner Stadtanl. von 1906	—	4 Pr. Bod.-Cr.-Akt.-B.-Pflbr. Ser. 29	95.30	Dresdner Bank	146.70	Canada-Pacific-Akt.	220.78
Reichsanleihe	8.80	4 Magdeburger Stadtanl. von 1906	95.72	4 Leip. Hypoth.-Bank Ser. 15	95.90	Sächsische Bank	155.—	Sächs. Webstuhlfabrik (Schönberg)	784.—
" "	98.90	Ausländische Fonds.		4 Sächs. Bod.-Cr.-Anst.-Pflbr. S. 9	95.80	Industrie-Aktien.		Schubert & Salzer Maschinenf. A.-G.	97.6—
Preussische Consols	74.80	4 Oesterreichische Goldrente	86.74	4 Schwarzburg Hyp.-B.-Pflbr. S. 8	95.—	Deutscher-Luxemb. Bergwerks-Ges.	152.—	Stähr & Co. Kammerplanererei	186.—
" "	84.80	4 Ungarische Goldrente	84.68	Industrie-Obligationen.		Wanderer-Werke	408.—	Weidenthaler Aktienspinnerei	—
" "	98.92	4 Ungarische Kronrenten	81.11	4/2 Chemnitz Aktienplanerei	—	Chemnitz Aktien-Spinnerei	—	Vogl. Maschinenfabrik	435.—
Sächs. Rente	7.8	5 Chinesen von 1896	97.9	4/2 Sächsische Maschinenfabrik	82.50	Chemn. Werkzeugm.-Werk (Zimmerm.)	—	Harpener Bergbau	182.75
3/4, Sächs. Staatsanleihe	97.30	4 Japaner von 1906	8.11	4 Neue Boden-A.-G.-Obl.	82.50	Schnockert Elektrizitäts-Werke	147.50	Plauen Tüll- und Gard.-A.	48.—
Kommunal-Anleihen.		4 Rumänen von 1906	86.9	Bank-Aktien		Grosse Leipziger Strassenbahn	2.9.25	Phönix	247.75
4/2, Chemnitz Stadtanl. von 1889	95.—	4 Buenos Aires Stadtanleihe	161.5	Mitteldutsche Privatbank	—	Leipziger Baumwollspinnerei	225.—	Hamburg-Amerika Paketfahrt	140.75
4/2, " " " " " " " " " "	93.25	4 Wiener Stadtanleihe von 1898	84.0	Berliner Handelsgesellschaft	156.2	Hanslampschiffahrts-Ges.	2.3.—	Plauener Spinnerei	83.50
4 Chemn. Strassenb.-Anl. von 1907	97.30	Deutsche Hypothekbank-Pfandbriefe.		Darmstädter Bank	114.25	Gelsenkirchener Bergwerk-Akt.	177.75	Vogtländische Tüllfabrik	116.70
4 Chemnitz Stadtanl. von 1908	97.30	4 Hess. Landeshyp.-B.-Pflbr. Ser. 20	—	Deutsche Bank	242.7	Sächs. Kammerplanerei (Solbrig)	98.—	Reichsbank	—
				Chemnitz Bankv.-Akt.	104.0	Sächs. Maschinenfabr. (Hartmann)	142.60	Diskont für Wechsel	7/8

Annahme von Bareinlagen zur Verzinsung.
Konto-Korrent und Scheck-Verkehr.
An- u. Verkauf v. Wertpapieren. Vorschüsse a. Wertpapiere

Mitteldutsche Privat-Bank
Aktiengesellschaft.
Abteilung Eibenstock, Vodelstrasse 3.

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.
Kupons-Einlösung. — Auslosungs-Kontrolle.
Vermietungen von Schrankfächern. — Reisekreditbriefe.

Sächsischer Hof, Wolfsgrün.
Sonntag nachmittag 4 Uhr
öffentl. Tanzmusik.
Freundlichst ladet ein
Karl Hunger.

Deutsches Haus.
Sonntag von nachm. 4 Uhr an
starkbesetzte Ballmusik.

Schützenhaus.
Sonntag von nachm. 4 Uhr an
starkbesetzte Ballmusik.
Ergebenst ladet ein
Ernst Becker.

Feldschlößchen.
Sonntag von nachm. 4 Uhr an
Große Ballmusik.
Freundlichst ladet ein
H. Schneidenbach.

Für Schneiderinnen
Grösste Vorteile
bietet das
Eggen-Lager
d. Handels-
Centrale
Deutscher
Kaufhäuser
Berlin-Chemnitz.
für
Eibenstock
C. G. Seidel.

Hotel Carlshof, Schönheiderhammer.
Sonntag v. nachm. 4 Uhr an Ballmusik.

Geübte Schiffhausbesserin
ins Haus sofort gesucht.
Paul Heckel.

Patentanwaltbüro Sack, Leipzig
Patentanwälte: Jng. O. Sack, Dr. Jng. F. Spielmann.

Licht-Spiel-Haus
Welt-Spiegel
Erstklassiges Schlager-Programm.
Die Spitzenklöpplerin.
Eine alt-holländische Skizze in 2 Abteil.
Fr. Susanne Grandais in der Hauptrolle.
Gaumont-Woche.
Augustin als Postbeamter.
Die Zwillingsschwwestern. Erg. Lebensb.
An der Mündung der Adrar.
Crikri u. Checco wollen heiraten.
DZug 452. Erg. Drama.
Stürmische Fahrt auf einer Viermastbark.
Zu recht zahlreichem Besuch ladet
freundlichst ein
Dir. Eugen Krause.

Gasthof zum grünen Baum
Carlsfeld.
Sonntag nachm. von 4 Uhr an
öffentliche Tanzmusik.
Freundlichst ladet ein
A. Lindner.

Gasthof zum Eisenhammer
Neldhardtthal.
Sonntag von nachm. 4 Uhr an
öffentliche Tanzmusik.
Freundlichst ladet ein
Ernst Unger.

Turner-Hüte
fürs Turnfest Leipzig empfiehlt zu
Mk. 3.50 und 4.50
Hermann Rau.

Hochempfindliche
Momentplatten
33—34° Warnerke
sowie alle photographischen Ar-
tikel erhalten Sie bei
O. Berenstoecher, Photo-Hdlg.
(Dunkelkammer.)

Landgasthof
wegen Krankheit sofort zu verkaufen.
Nehme auch kleines Haus mit in
Zahlung. Best. Zuschrift bitte unter
N. 300 an die Exped. ds. Bl.
Einen Tischlergesellen
sucht sofort
Rich. Kühn.

Geräucherten Speck,
prima W. Rauchfleisch und Haus-
schlachtwurst, à Pfd. nur 80 Pf.
versendet
Otto Wunsch, Döbeln,
Großschlachtere.

Stidmaschinen
zum Abbruch, sowie altes Eisen,
Knochen, Lumpen lauft stets
Fritz Hertling, Neugasse 3.

Beilage zu Nr. 136 des „Amts- und Anzeigebblattes“.

Eibenrod, den 15. Juni 1913.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. (Matth. 5, 7.)

Zum 4. Trinitatissonntage.

Gott ist barmherzig. Um vor ewiger Verdammnis zu retten, beruft er alle Menschen durch die große Botschaft von Christo und seine Liebe und Treue sucht die Verlorenen, bis sie sie findet und heimbringen kann mit Freuden. Haben wir Menschen diese Berufung gehört und angenommen? Das ist die Frage, welche der heutige Sonntag beantworten will.

Jedes Licht gibt einen Schein, jeder Ruf erklingt als Schall. Den Schein kann man sehen, den Ruf kann man hören. Ohne Licht kein Schein, ohne Ruf kein Schall. Hört der Mensch auf die himmlische Berufung zu Christo, so muß das auch eine Wirkung haben und es müssen die Folgen in die Erscheinung treten. Wie das geschieht, sagt uns das Sonntagsev. Luk. 6, 36—32.

Der Ursache entspricht die Wirkung. Weil Gott nach seiner Gnade und Barmherzigkeit die Menschen beruft, müssen die, welche der Berufung folgen, auch barmherzig sein — barmherzig gegen alle Menschen, barmherzig gegen die, die unser Gott mit uns berufen hat.

Vierfach sind nach Jesu Worten die Betätigungen der Barmherzigkeit. Man unterläßt lieblos's Nichten, wie es der natürliche Mensch auszuüben pflegt. — Man verurteilt und verdammt nicht, selbst wenn Schuld und Sünde vor Augen liegen; man überläßt das Urteil dem, der Herzen und Nieren prüft und recht richtet. — Man vergibt dem Nächsten Schuld und Fehler nach dem Versprechen in der 5. Bitte, wie man von Gottes Barmherzigkeit Vergebung erwartet. Man vergibt nicht siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal. Man vergibt nicht nur dem Freund, der ohne Absicht vielleicht sich an uns veründigt, sondern auch dem bittersten Feind, wie Jesus selbst es am Kreuz tat. — Und man gibt, wie uns gegeben wird; man gibt mit offener Hand nach Jesu Weise, ohne daß die Linke weiß, was die Rechte tut. Not und Elend, Armut und Mangel gibt es ja so viel auf Erden, daß wir immer barmherzige Liebe üben können.

Rechte Barmherzigkeit sollen wir üben. Wollen wir es, so dürfen wir nicht blinden Führern folgen. Denn einem Blinden kann nicht ein Blinder den Weg weisen. Blinde Führer zur Barmherzigkeit waren die Schriftgelehrten und Pharisäer. Der rechte Führer zu ihr ist Jesus Christus. Ihm laßt uns folgen, damit wir Barmherzigkeit erlangen und üben und zugleich die eigne Blindheit überwinden, die ganz eigenartig ist, indem sie steht der Brüder Beizehen, aber nicht die eigene Sünde. Sehen wir den Balken im eignen Auge, dann werden wir nicht richten und verdammen, sondern gerne vergeben und barmherzig sein, wie unser Vater im Himmel barmherzig ist. — Von Jesu aber können wir diese wahre, echte Liebe und Barmherzigkeit lernen und darum bitten wir:

O Liebe, lehre du mich lieben, In Demut und Geduld mich üben,
Mich jeder fremden Freude freuen!
Die Liebe ist der Menschheit Ehre; O Liebe, Jesus Christus, lehre
Mein Herz dem Deinen ähnlich sein.
Amen.

Heil unserm Kaiser!

Frei auf zum Festestreiben, ihr Deutschen allzumal und schließt mit grünen Zweigen die Häuser sonder Zahl. Woll Jubel weh'n die Fahnen im Winde frisch und frei, sie sollen deut' uns mahnen: „Weibst eurem Kaiser treu!“

Seit 25 Jahren hat er die deutsche Welt in Fried' und in Gefahren regiert fest und stark; zu Deutschlands Heil und Segen trug er die Kaiserkrone; denn jauchzt ihm heut entgegen die ganze Nation.

In seinem Herzen brennet der Liebe mildes Licht; mit Weisheit er erkennt stets seine Herrscherpflicht. Nichts mag ihn mehr erwidern, als wenn er kann sein Land mit Liebe hochbeglücken durch väterliche Hand. Er hat zu allen Zeiten den Frieden treu beschützt und so auf allen Seiten der ganzen Welt genügt. Ja, unsern Kaiser ehren als ihren Friedenshort die Völker an den Ufern, vom Äthiopien bis zum Nord.

In Kaiser Wilhelms Reich blüht Kunst und Wissenschaft; der Wohlstand ganze Zweige entfalten ihre Kraft. Die Industrie, der Handel und auch der Ackerbau gedeihen ohne Wandel in jedem deutschen Bau.

Der deutschen Schiffe Masten, sie zieh'n von Meer zu Meer und tragen die Fahnen der Länder hin und her; in ihrem Aufwärtsschwingen sind an des Südens Blut die deutschen Kolonien in Kaiser Wilhelms Hut.

Bei seinem regen Schaffen für Deutschlands Ehr und Ruhm läßt er auch nicht erschaffen die Lieb zum Christentum; die deutschen Völkervertreter, sie zieh'n in jedes Land, daß weiter, immer weiter der Heiland wech' bekann.

Des Kaisers Lieb und Treue erkennt jedermann; auch in dem Land der Weibe, im heiligen Sanaan, da künden Waisenhäuser und Kirchen laut und klar, Wilhelm, der deutsche Kaiser, ist selbst ein Missionar.

Und weil er so auf's beste die Mission bedenk't, hat ihn zum Jubelstunde sein Volk auch reich beschenkt. Es brachte edle Spenden vor seinen Fürstenthron, auf daß er sie verwende zur heiligen Mission.

So laßt ihn uns preisen für seine Taten weit; durch lieblich schöne Weisen sei allzeit er geehrt. Gott schütze seinen Segen und Frieden auf ihn aus und segne allerwegen das ganze Kaiserhaus.

Auf, laßt uns fest vertrauen des deutschen Reiches Herrn; auf nur laßt uns schauen als unsern Friedenshörn. Schwingt jubelnd seine Kräfte und ruft frohlich aus: „Heil Wilhelm, unserm Kaiser! Sei seinem Fürstenthron.“

Paul Heidenfelder, Carlsheld.

Aus der Zeit der Befreiungskriege.

15. Juni 1813. Viel empfindlicher als alle bekann'ten Opfer, die Napoleon den Bewohnern Hamburgs auferlegte, traf sie sein Befehl an Davout, die Stadt in einen großen Waffenplatz umzuwandeln und hierbei ohne Rücksicht auf Personen und Eigentum zu verfahren. Fortan mußten täglich 10000 Personen tätig sein, um die unzulänglichen Schanzarbeiten herzustellen, durch welche die Stadt in eine Festung umgewandelt wurde, die sich gegen 50000

Mann halten konnte. So mußten die Hamburger zum dem Feinde das leisten, was sie für sich selbst gegen den Feind nicht leisten wollten, als es noch Zeit war. Allerdings konnten die Reichen Ersatzleute stellen; der Preis für solche freiwilligen Schanzarbeiter betrug anfänglich 10 Mark pro Tag, bald aber waren diese nur noch gegen sehr hohen Lohn und auch dann nicht immer zu haben. Bis zum Ende des Jahres dauerte diese Arbeit ununterbrochen an, durch welche Napoleon seine Herrschaft in Hamburg und Norddeutschland für immer befestigen wollte. Ethnographisch ließ Davout alle Gebäude niederrücken, die der Befestigung hinderlich waren, unzählige Dinge, auf die der reiche Hamburger Wert setzte, fielen den Franzosen zum Opfer. Am Ende des Jahres war Hamburg eine ausgelegene Stadt, deren Wohlstand auf Jahrzehnte hinaus vernichtet war.

An diesem Tage wurde auch der Subsidien-Vertrag zwischen England und Rußland abgeschlossen; letzteres erhielt das Doppelte der Summe, die Preußen erhalten sollte, 1333332 Pfund, außerdem übernahm England noch die Unterhaltung der russischen Flotte und der russisch-deutschen Legion, die 5000 Mann zählte.

16 Juni 1813. Im Hauptquartier der Verbündeten zu Reichensbach fanden während des Waffenstillstandes beständige Beratungen zur Feststellung eines Operationsplanes nach Wiedereröffnung des Krieges statt. Die einlaufenden Entwürfe sind zahllos, erwähnenswert ist aber ein Plan des Generals von dem Ansebed, des Generaladjutanten des preussischen Königs. Ansebed forderte die Vereinigung sämtlicher Streitkräfte in Böhmen, da nach seiner Anschauung Napoleon gar nicht anders könne, als Oesterreich zuerst anzugreifen. Das für Böhmen bestimmte Siskorps von 25000 Mann sei aber gegen Napoleon viel zu gering; in dem Komarsche aller Kräfte nach Böhmen liege allein das „Heil Europas“. Der Plan kam nicht zur Ausführung, bildete aber später eine brauchbare Grundlage für die zu fassenden Maßnahmen.

Die wenig sicher sich Napoleon in Feindesland fühlte, geht aus den Maßregeln hervor, die zu seiner Sicherung getroffen wurden. Darüber schrieb am genannten Tage der preussische Major Kühle von Lützenstein an Gneissau: „Der mackolinische Garten, in dem der Kaiser wohnt, wird von 16000 Mann besetzt; rings um die hohe Mauer stehen alle acht Schritte Doppelposten.“ Ferner heißt es in dem Briefe über die Behandlung der Bevölkerung: „Den Leipzigiern ist des Kaisers großer Unwille angekündigt, eine Kontribution ausgeschrieben, alle Kolonialwaren aufgezeichnet und die Stadt in Belagerungszustand erklärt. Es sollen jetzt in Sachsen die Eltern für ihre Söhne verantwortlich gemacht werden: 6000 Rekruten sind ausgeschrieben und die Aushebung geschieht mit großer Strenge. Durch diese und andere ähnliche Maßregeln, sowie durch das skandalöse Betragen der Truppen haben sich die Franzosen in Sachsen sehr verhaßt gemacht.“

Der Ueberfall bei Rügen.

„Den Aufstakt zu dem heißen Kampfe“ hat man den Frühjahrsfeldzug von 1813 genannt. Der das Preußenvolk und seinen edlen Opfern, seine stolze, vaterländische Begeisterung nicht konnte, der konnte in jenem Frühjahrsfeldzug wenig Glückverheißendes erleben. Aller opferwillige Wagemut, alles hartnäckige, blutige Ringen hatte bei Großgörschen nicht den Sieg herbeigeführt: Die verbündeten Heere der Preußen und Russen mußten sich, unversorgt zwar und in guter Ordnung, zurückziehen. Der blutige Tag von Banßen ließ Napoleons Waffen triumphieren; die Verbündeten sahen, daß sie unbedingt auch Oesterreich nach zum Anschluß, zu energischem Vorgehen gegen Napoleon bewegen mußten; auch Napoleon, der seine Rüstungen zu vervollkommen wünschte, auch seinerseits hoffte, durch diplomatische Verhandlungen Oesterreichs Bestehen zu gewinnen, wünschte eine zeitweilige Einstellung der Feindseligkeiten. So kam es zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der zu Pläsnitz abgeschlossen und am 4. Juni von den 3 beteiligten Mächten zu Poischwitz unterzeichnet wurde; er war zunächst nur für die Zeit bis gegen Ende Juli geschlossen, wurde dann aber bis Mitte August verlängert. Eine der wichtigsten Bestimmungen des Waffenstillstandes verlangte, daß besonders alle die Freiwilligen, die im Rücken Napoleons standen und durch feste Handstreich seine Truppen benutzten, sich bis zum 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückziehen sollten.

Die Nachricht von dem Waffenstillstand wurde im ganzen Heere aufgenommen „wie eine dankte Trauerbotschaft“, ja, es herrschte wohl teilweise die Furcht, daß dieser Waffenstillstand zu einem schimpflichen Frieden führen könnte. Besonders für die Lügower, die bisher nur Erfolge zu verzeichnen hatten, die noch größere Erwartungen für die Zukunft hegten, war diese Waffenruhe ein harter Schlag. Während Solombs Freiwilligen schon am 9. den Rückmarsch antrat, konnte Lügow der schier ungläublichen Nachricht nicht vertrauen und schickte Boten über Boten ab, bis er endlich, am 14. Juni deren amtliche Bestätigung erhielt. Zwar war der Zeitpunkt, der zum Rückzug über die Demarkationslinie, die Elbe, bestimmt war, verpaßt, aber Lügow glaubte, auch jetzt noch ungefährdet von Hof, wo er eben wieder einen glänzenden Erfolg gehabt hatte, durch Feindesland sich zurückziehen zu können und achtete nicht auf

den Rat seiner Offiziere, durch die neutrale Böhmen zu marschieren. Lügow meldete seinen Entschluß nach Dresden ins französische Hauptquartier, ohne zu ahnen, daß Napoleon dort schon längst seine Vorbereitungen getroffen hatte, die Lügower, jene Briganten, jene Partisans, die sie in seinen Augen waren, durch Zusendung eines Marschkommissars in Sicherheit zu wiegen und dann um so gewisser zu verderben. Denn während der Kaiser bis zuletzt auf dem Schlachtfelde Sieger geblieben war, während er seinen vereinigten Gegnern sichtbar unerschütterter und mit imponierender Macht gegenüberüberstand, hatten ihm diese fliegenden Korps hinter seinem Rücken fast täglich neue Verluste und Schwädigungen zugefügt; ihnen gegenüber erschienen ihm Täuschung und Wortbruch, List und rohe Gewalt als selbstverständliche und erlaubte Mittel.

Darum ließ er dem in Leipzig stehenden General Artigbi, Herzog von Padua, den Befehl zugehen, „fliegende Kolonnen zu bilden, um das Feindkorps aufzusuchen, zu entwaffnen und gefangen zu nehmen, und zwar dies letztere möglichst fern von der Stadt den Augen unerwünschter Zuschauer möglichst entzückt.“

Die erste Begegnung mit den Feinden bei Vertier verlief glücklich, denn Oberst Carion, der sie kommandierte, war so kühn und charaktervoll, trotz aller Besuche seines Herrn aus Achtung vor dem Vertrage, die Lügower nach einigen Verhandlungen unbehelligt ihres Weges ziehen zu lassen. Napoleon hat an dem Wadern seinen Ungehorsam schwer gestraft, soll er ihm doch eigenhändig die Epauletten abgerissen haben. Die Kunde von dem friedfertigen Verhalten Carions bewog auch den Oberstleutnant von Rechter, der den Lügovern bis jetzt entgegengesandt war, nichts Feindseliges zu unternehmen, er begnügte sich, einen Bericht mit der Versicherung von Lügows friedlichen Absichten, aber mit genauer Angabe seiner Truppenzahl und seiner Marschrichtung durch einen Eilboten nach Leipzig zu senden. Auf einen neuen Befehl folgte er den Preußen mit seiner Heeresabteilung nach.

Lügow zog inzwischen über Lügen und Marsberg am 17. Juli abends kam er durch das Gelände der Schlacht von Großgörschen — weiter. Einige Kilometer östlich von Großgörschen, bei Rügen, ließ er sorglos ein Lager aufschlagen, da wurde ihm gemeldet, daß auch von Osten, von Leipzig, Truppen heranzogen. Nun wurde Lügow doch unruhig und besorgt; er begab sich selbst zu den Feinden, Württembergern, die unter dem General Graf Normann standen, der ihn an seinen Oberfeldherrn, den französischen General Fournier, wies.

Als nun der Major höflich, aber bestimmt den Franzosen ersuchte, den Waffenstillstand zu respektieren, mit dessen Bedingungen sich sein Vorrücken mit bewaffneter Macht nicht vereinigen ließ, schrieb Fournier wütend: „L'armistice pour tout le monde excepté pour vous!“ „Waffenstillstand für jedermann nur nicht für Sie!“ Lügow hatte Lügow den Rücken gewandt, als Fournier dem Grafen Normann befahl, sich der Person des Majors zu bemächtigen und das Feindkorps, das inzwischen begonnen hatte, sich — in Dreierreihen, als in einer ganz wehrlosen, unkriegsmäßigen Ordnung — in Marsch zu setzen, zur Uebergabe zu zwingen oder erbarmungslos zusammenzuhauen (saberer). Zwar weigerte sich der Württemberger, den ersten Auftrag zu erfüllen — er hatte dem Major sein Ehrenwort gegeben, nichts gegen seine Person zu unternehmen — aber dem Befehl zum Angriff konnte er sich nicht entziehen. Von der feindlichen Uebermacht — allein 1100 Mann Infanterie standen unter Fourniers Befehl, wurden die Lügower umzingelt, und nach einem heftigen Gefecht wurde ihre Schar völlig zerstreut. Wie wacker die braven Jäger sich geschlagen haben, geht aus dem Beispiel eines jungen Deutschen hervor, „em Adener später ein Preislied widmete, der, nachdem er neun Feinde niedergelassen hatte, gefangen und verurteilt wurde. Als er aber aus der tiefen Ohnmacht, die ihn umgibt, erwachte, als er sich gefangen sah und von dem Unglück der Seinen, von dem so schmählich errungenen Erfolge der verhassten Feinde hörte, riß er zornentbrannt verächtlich seinen Gebirg ab mit den Worten: „Von solchen Feinden mag ich das Leben nicht!“ Man hat ihn wieder verbunden und kriegsgefangen nach Frankreich geführt, von wo er nach dem Friedensschlusse freudig bewegt in das befreite Vaterland heimkehren durfte. — Wich Körner, der jugendliche Dichter, der sangesfrohe Liebhaber seiner Kameraden, war in dem Kampfe verwundet worden. Ein treuer Husar nahm den Verwandten vor sich, auf's Pferd und brachte ihn in den nahen Wald in vorläufige Sicherheit. Dort in der Verlassenheit, während ihm ein kostbarer Tod fern aller menschlichen Hilfe sicher schien, überlebte er seinen ergreifenden, „Abschied vom Leben“:

„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beb'n,
Ich fühl' an meines Herzens matten Schläge,
Hier keh' ich an den Werten meiner Tage,
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.“

Durch mitleidige Bauernleute wurde er gerettet, von hilfsbereiten Freunden sorgfältig gepflegt, gehalten und später nach Amdorf gebracht, wo er volle Heilung für seine Wunden fand. Nach dem Waffenstillstand trat er wieder mit frischer Kraft und ungeschwächter Begeisterung in den Kampf ein. — Lügow war es gelungen, sich, nachdem ihm ein Pferd gestürzt und ein anderes unter dem Leide erschossen war, in den Getreidefeldern zu verbergen, die er erst im Schutze der Nacht verließ; treue Freunde halfen ihm weiter, und jenseits der Elbe konnte er bis jetzt

gen seiner Getreuen, die entkommen waren, wieder um seine Fahnen sammeln, zu denen noch immer mehr von vaterländischer Begeisterung erfüllte Jünglinge und Männer eilten.

Ueber diesen Ueberfall bei Auen berichtete in ganz Deutschland tiefe Entrüstung, die viele Betragene endlich klar sehen lehrte und sie der vaterländischen Sache gewann.

Auf neutralem Boden.

Eine friedliche Geschichte aus dem Kriegsjahre 1871. Von R. Lange. (R. Fortsetzung.)

Es ist kaum nötig zu sagen, daß Roser im Gespräch mit Louise alles vermied, was die Gefühle seines Herzens hätte erkennen lassen; nie sagte er dem Mädchen eine Schmeichelei, irgend ein Kompliment. Wer kann aber wissen, ob nicht seine Blicke um so beredter waren? ob nicht das Mädchen heller gesehen, als er vermutete?

Dies Betragen machte vielleicht einen tieferen Eindruck auf ihr Herz, als wenn er sich ihr mit seiner Galanterie genähert hätte, welche die jungen Leute, mit denen sie bis dahin in Gesellschaft zusammengewesen, ihr gewöhnlich entgegenbrachten.

Aber die Tage verfloßen. Anfang März erschienen wärmere Tage, und der Arzt gab endlich die Erlaubnis, Herrn von Saint-Loup nach Montcherand zu bringen.

Auch Herr Dormont befand sich besser, und die beiden jungen Offiziere konnten meistens den ganzen Tag auf den Terrassen des Schlosses zubringen und die herrliche Fernsicht und die laue Frühlingluft genießen.

Der Lehrer hatte den Schulunterricht wieder begonnen; es blieb ihm daher weniger freie Zeit, doch wußte er fast jeden Tag so einzurichten, daß er mit seinem Töchterchen einen kleinen Besuch bei seinen Freunden in Montcherand machen konnte. Seine Wohnung schien ihm gar zu leer, und wenn er sich auch jeden Abend vornahm, am folgenden Tage nicht in das benachbarte Dörfchen zu gehen, so schlug er doch immer wieder den altgewohnten Weg ein.

Gewöhnlich machte er auch in Vertas Hause einen kleinen Besuch. Gar still und traurig sah es dort aus; drei geliebte Wesen — denn Martha hatte sozusagen zur Familie gehört — waren auf einmal geschieden, und Bertha und Emma verbrachten manche lange Stunde unter bitteren Tränen.

Zwischen den drei jungen Männern hatte sich ein wahrer, inniger Freundschaftsbund gebildet.

„Die Preußen haben zwar mein Landhaus niedergebrannt,“ sagte einst Gustav zu Roser, „aber Sie, der Sie auch ein Preuße . . . ach, Verzeihung, ein Deutscher sind, haben mir das Leben gerettet durch ihre treue Pflege. Und ein Leben ohne Landhaus ist doch noch mehr wert, als ein Landhaus ohne das Leben, und niemals werde ich vergessen, was ich Ihnen schulde!“

Gustav war auch auf viele von seinen Landsleuten nicht gut zu sprechen. Er hatte in der letzten Zeit zu viel Gelegenheit gehabt, die Schattenseiten des französischen Charakters und manchen im Volke tief eingewurzelten Fehler kennen zu lernen, und besonders während des Rückzuges einige persönliche Erfahrungen gemacht, die ihm große Bitterkeit einflößten. Als sein Pferd umfiel und er bewußtlos an der Straße im Schnee lag, ließ man ihn Stunden lang liegen, ohne ihm eine rettende Hand zu bieten. Endlich ließen sich einige Soldaten, die sich einen Wagen verschafft hatten, durch einen ihrer Kameraden bewegen, ihm ein Plätzchen zu gewähren, aber all sein Gepäck war verschwunden. An der Schweizergrenze angekommen, gab ihm ein Glas Wein und ein Stück Brot die Kraft, sich bis nach Orbe zu schleppen, wo er ohnmächtig zusammenbrach.

Zum großen Leidwesen der Franzosen kamen dann im März die traurigen, düsteren Nachrichten von der Pariser Kommune. Als die Regierung endlich kräftig vordringen wollte und eine Armee bildete, die gegen die Auführer ins Feld rücken sollte, da hielt es Herr von Saint-Loup als tapferer Offizier nicht länger in Montcherand aus, obgleich er noch der Ruhe bedürftig hätte. Er eilte nach Versailles und nahm zum vollen Anteil an der Einnahme von Paris. Seine Verwandten halten ihn mit schweren Herzen scheiden sehen, hauptsächlich Frau Dormont. Sie hatte schon geglaubt, daß ihr Lieblingswunsch in Erfüllung gehen würde. Zeit Jahren schon hatte sie gehofft, daß einst Gustav von Saint-Loup und ihre Tochter ein glückliches Paar würden. Von Jugend auf hatten die beiden Kinder große Anhänglichkeit zueinander gezeigt, und da Gustav seinen Vater früh verloren hatte und seine Mutter und er oft mehrere Wochen auf dem Landgut der Familie Dormont zubrachten, so war das Verhältnis immer inniger geworden.

Später kam Gustav auf die Militärschule und Louise zur Erziehung ins Kloster, doch fanden sie sich allmählich während der Ferien wieder zusammen. Aber wenn auch ihre alte Anhänglichkeit eher zu als abgenommen hatte, so bildete sich, vielleicht gerade weil sie von Jugend auf so viel zusammen gewesen waren, eigentlich ein geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen aus. Wer nicht wußte, daß sie Geschwisterkinder waren, hätte sie für Bruder und Schwester gehalten; wer ihre Verwandtschaft kannte, konnte sie leicht als Verlobte ansehen.

Als sie sich in der Schweiz wiederfanden, war Gustav mit Leib und Seele nur Soldat. Wenn er mit seiner Cousine allein sprach, so handelte es sich nur um Pläne für die Wiederherstellung der Größe Frankreichs. Ein mächtiges, gut geschultes Heer, das war sein einziger Gedanke, wenn nicht um Kriege zu führen — das Kriegsführen hatte er verabschauen gelernt, seitdem er so Freund und Kameraden im Schnee des Juragebirges verloren — so doch um den Nachbar-

ländern Respekt und Achtung vor Frankreich einzulösen.

Offen sprach er es aus, daß er sein ganzes Leben und Streben dem Militärstande widmen und seine Familie gründen wollte.

Seine Tante versuchte es, mit hundert guten Gründen ihn davon zu überzeugen, daß der Mann auch dazu bestimmt sei, das Haupt einer Familie zu werden und daß es nicht gut sei, wenn er allein sei: er leistete dem ersten Rufe von Versailles Folge.

Durch ihren Koffen erhielt Frau Dormont die Nachricht, daß ein Haus, das sie in Paris besaß, bei dem von den Auführern angelegten Brande in Asche gelegt worden war. Auch ohnedies hätte sie keine Lust gehabt, nach Paris zu gehen. Ihr Landgut wollte sie auch nicht beziehen; es war zwar bei Frankreich geblieben, lag aber ganz nahe bei der neuen Grenze, und die deutschen Truppen hielten seine Weg, und noch besetzt. Es wurde also beschlossen, den Sommer noch in Montcherand zuzubringen.

Auch Emil Raymond, der Besitzer des Schlosses Montcherand, ein junger Mann von hübschem Äußeren und ziemlich gebildet, hatte seit einiger Zeit ein Auge auf die schöne und liebenswürdige Französin geworfen und tat alles Mögliche, um sich Fräulein Dormont zu nähern.

Als der Frühling erschien, überbrachte er ihr bald einen Strauß Veilchen oder andere Blumen, bald ein Frühgemüse, das er in seinem Garten gezogen. Seine Mutter stand ihm redlich und tätig bei, denn auch ihr hatte das Mädchen gefallen. Zwar sprach das Publikum von einer Verbindung zwischen Emil und einer jungen Erbin von Orbe, Villy Dulac, die in jeder Hinsicht das war, was man eine „gute Partie“ zu nennen pflegt. Aber die alte Dame Raymond hatte sich einmal bewegen lassen, die alte Dörte über die Zukunft ihrer Familie zu befragen. Wie nicht anders zu erwarten stand, wurde für ihren Sohn eine glänzende Heirat prophezeit und Frau Raymond hatte nichts Günstigeres zu tun, als ihrer Hausgenossin, der Frau Dormont, alles zu erzählen und dabei einige Andeutungen fallen lassen, daß ihr Sohn vielleicht nicht nötig haben würde, weit zu suchen. Dies geschah während der Kämpfe gegen die Pariser Aufständischen. Da Frau Dormont, wie viele Franzosen damals, an der Zukunft Frankreichs fast verzweifelte, schien ihr der Gedanke, ihre Tochter in einem Lande verheiratet zu sehen, das wie die Schweiz durch Neutralität vor den entsetzlichen Blagen des Krieges sicher schien, etwas sehr wünschenswertes zu sein, und sie ließ den leisen Anspielungen der Frau ein geneigtes Ohr.

Gegen ihren Sohn Emil hatte Frau Raymond noch deutlichere Andeutungen gemacht, denen dieser, da er gegen Louises Reize längst nicht ganz unempfindlich gewesen, mit verständnisvollem und bereitwilligem Herzen entgegenkam, und bald wurde Villy Dulac ganz und gar vernachlässigt.

Da sie im gleichen Hause wohnten, hatte sich zwischen den beiden alten Damen ein ziemlich reger Verkehr gebildet, und da die fremde Familie, die nach den unvorhergesehenen Siegen der deutschen Heere ihr Vaterland ganz unvorbereitet hatte verlassen müssen, nicht alles mitgebracht hatte, was zur Bequemlichkeit wünschenswert oder zur Notdurft erforderlich war, so fand sich gar manche Gelegenheit, in welcher Frau Raymond sich ihr gütlich erweisen konnte. Natürlich trafen Emil und Louise auch oft zusammen, und ihre beiden Mütter raten in diesem Falle nichts, um sie zu fördern. Doch sprach Frau Dormont mit ihrer Tochter nie ein Wort über die Hoffnungen, die ihr Frau Raymond anvertraut hatte. Sie wollte Louise vollkommen frei lassen. Vielleicht auch hoffte sie immer noch, daß zwischen Gustav und seiner Cousine doch ein innigeres Verhältnis bestand als dasjenige, das sie sehen ließen.

Sommer und Herbst verfloßen. Herr von Saint-Loup war einige Wochen auf Urlaub gekommen; sein Herz gehörte mehr und mehr nur dem Militär. Oft machte die kleine Gesellschaft Ausflüge in die hübsche Umgegend von Montcherand. Gustav nahm dann gewöhnlich Emil Raymond in Beschlag, der sich ihnen so oft als möglich anschloß und der, da er in der schweizerischen Armee den Rang eines Hauptmanns bekleidete, für militärische Unterhaltungen am besten gerichtet war.

Wenn ein etwas entferntes Ziel gewählt wurde, blieb Frau Dormont oft zurück mit ihrem Sohn, dem ein geschickter Genfer Artist ein künstliches Bein gemacht hatte und der nun auch wieder ausgehen konnte, sich jedoch bald müde fühlte. Dann schritt Friedrich Roser an Louises Seite dahin.

Wenn es ihm auch schien, als ob sie ihn mit freundlichen Augen ansähe, so wagte er es doch nicht, von dem zu sprechen, was sein Herz erfüllte.

Wie oft hatte er sich vorgenommen, nicht mehr so häufig nach Montcherand zu gehen und kräftig gegen die Leidenschaft zu kämpfen, die ihm hoffnungslos schien! Vergessens. Tage und Wochen verstrichen, und alles ging wie zuvor.

Gegen Ende des Herbstes wurde ihm von Frau Dormont mitgeteilt, daß sie für den Winter zu Verwandten nach Südranreich ziehen würden.

Wie ein Dolchstich drangen diese Worte in sein Herz, und doch erwachte im gleichen Augenblick auch ein tröstlicher Gedanke. „Dann werde ich sie nicht mehr sehen,“ dachte er, „dann wird der Kampf gegen meine unglückliche Leidenschaft mir umso leichter werden, und ich kann mich wieder in meine Bücher vergraben.“

Der Abschiedstag erschien. Mit festem Händedruck und dem Versprechen, im nächsten Jahre wieder in die Schweiz zurückzukehren, nahm Dormont Abschied von Roser, den er seinen besten Freund nannte. Das Auge Louises schwamm in Tränen, als sie ihm beide Hände reichte, und er, er konnte kein Wort hervorbringen.

Wochen und Monate verstrichen. Oft kamen Briefe von Gustav und Karle. Friedrich antwortete selten und

kurz. Seine Freunde beklagten sich darüber und drückten ihre Besorgnis aus, er müsse krank sein. Er aber saß mitten unter seinen Büchern, er wollte ein Werk ausarbeiten über die neuere französische Literatur. Aber auf den Blättern aller Bücher, mochte es das Werk eines Dichters oder eines Prosaikers sein, erblickte er ein paar liebe braune Augen, die ihn immer ansahen — und mit dem Studium war es aus.

Seine Bekannten in Orbe bemerkten, was für eine Veränderung mit ihm vorgegangen, und fanden, daß er immer finsterner und schwermütiger wurde. Nur dem heiteren Geplauder seines Töchterchens gelang es, die trüben Falten von seiner Stirn zu verschleichen. — Fortsetzung folgt.

Bermischte Nachrichten.

— **echt orientalisches.** Ein japanischer Prinz, welcher in London studierte, war gewohnt, seine Mahlzeiten in einem bestimmten Restaurant einzunehmen, wo ihn stets dieselbe Kellnerin bediente. Am Weihnachtsabend wurde er zu seiner Ueberraschung von dieser unter dem Mistelzweig geküßt. Einer seiner Freunde erklärte ihm diese hübsche Sitte und gab ihm zugleich den Hint, daß er der liebenswürdigen Spenderin dafür ein kleines Geschenk machen müsse. Der Prinz schlug ihr vor, Handschuhe für sie zu kaufen, doch da sie seinen Reichtum kannte, schwebte ihr ein viel größeres Geschenk vor und sie erbat sich etwas für ihren Hals, was ihr auch vom Prinzen verschrieben wurde. Als sie am anderen Tage das sehnsüchtig erwartete Paketchen öffnete, fand sie statt des erwarteten Perlenhalsbandes darin ein Stück — — — Zeise.

— **Wie der Kinetograph auf die Naturvölker wirkt.** Höchst interessante Feststellungen darüber, wie sich die Naturvölker zum Kinetographen stellen, hat ein Wiener Gelehrter, Dr. Rudolf Böck, gemacht. Er berichtet über diese Erfahrungen folgendes: Während bei den mohammedanischen Völkern ganz allgemein eine auf religiöse Ursachen zurückzuführende Abneigung gegen das Kinetographieren besteht, da im Islam die Darstellung menschlicher Figuren verpönt ist, so findet sich bei den Naturvölkern etwas gleiches nie. Wohl kommt es vor, daß ein noch ganz harmloser Bilder in Verkennung der auf ihn sich richtenden Kamera in Todesangst gerät und das Weite sucht — wie sollte er auch zunächst nicht an eine Waffe denken —, aber im ganzen ist er doch leicht bereitzufinden, Modeln zu stellen. Um so lieber tut er das, wenn man ihn nach Dr. Böcks Beispiel für diese „Arbeit“ bezahlt. Der Forschungsreisende hatte mehrfach Gelegenheit, aus dem Munde von derart „beschäftigten“ Leuten Äußerungen der Zufriedenheit über eine solche „Arbeit“ zu hören, wie etwa: „Ja Dir kommen wir gern, für Dich arbeiten, heißt nur sich hinsetzen oder Dir etwas erzählen und dafür bezahlt Du uns ebenso, wie die anderen Weisen, für die wir uns plagen müssen.“ In Neuguinea wurde ihm freilich des öfteren die in unwilligem Tone gegebene Bemerkung, daß er mit seinem Apparat „die Seelen einfänge“. So bald es ihm aber gelang, das Mißtrauen der Wilden zu besiegen, fanden sie hierin nicht Schreckliches oder Unschickliches mehr. Eine recht komische Aeußerung vernahm Böck einst aus dem Munde eines Sakahari-Buschmanns, an dessen Wohnort er sich längere Zeit aufgehalten hatte, um dort photographische und kinematographische Aufnahmen von einem Volksstamm zu machen. Der Buschmann meinte nämlich vorwurfslos: „Nun hast Du unsere Tänze, unsere Sprache und unsere Bilder genommen, und alles geht weg in Dein Land!“

— **Caruso entdeckt einen neuen Tenor.** Als Sohn armer Eltern, die in Norwalk ein dürftiges Leben führen, hatte sich Enrico Caruso, ein junger Amerikaner italienischer Herkunft, dem Studium der Rechtspflege gewidmet und studierte an der New Yorker Universität. Seine Lehrer sahen in ihm einen hoffnungsvollen Juristen, der dereinst ein guter Rechtsanwalt werden sollte. Aber mit diesem Wechsel auf die Zukunft war vorläufig kein Geld zu verdienen, und so benutzte denn Enrico eine hübsche Stimme, die ihm die Natur geschenkt hatte, um durch Singen in den Straßen und Konzert-Cafés sich die Mittel zum Studium und zur Unterstützung seiner Eltern zu verdienen. Er dachte nicht daran, daß das Singen einmal sein Hauptberuf werden könnte, sondern hörte eifrig Kollegs und machte schließlich sein Examen als Bachelor of Law. Unterdessen war man aber auf den rechtseherlichen Straßenänger aufmerksam geworden, und eines Tages kam der große Augenblick, wo ihn Caruso singen hörte. „Wenn man eine solche Stimme hat, studiert man nicht Jura!“ entschied der berühmte Tenor, und daraufhin fanden sich einige reiche Damen, die den 17-jährigen Jüngling mit reichen Mitteln ausstatteten, so daß er sich nun in Italien ganz der Gesangskunst widmen kann.

— **Das Rajentelephon.** So vollkommen das gegenwärtige Telephon ist, so unvollkommen überträgt es doch manche Laute. Dieser Fehler liegt aber nicht so sehr an dem Apparat, als in der Art des Sprechens gegen eine Schallplatte, die nur die vom Munde ausgehenden Schallwellen auffangen kann. Dr. Jules Glover glaubt nun alle diese Mängel des Telephons mit einem Schläge durch sein „Rajentelephon“ beseitigen zu können, das er soeben der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat. Glovers Telephon ist ein Telephon wie jedes andere, nur mit dem Unterschied, daß man nicht nur in einen Schalltrichter spricht, sondern daß gleichzeitig ein Schallbecher für den Mund und einer für die Nase vorhanden ist, in den diese hineingedrückt wird. Dr. Glover behauptet, daß namentlich die R- und K-Laute sowie die Nasale auf diese Weise viel klarer übertragen werden. Das kann man von vornherein als richtig annehmen, jedoch dürfte sich viele Leute bei diesem Rajentelephon daran stoßen, daß es nicht gerade besonders appetitlich ist.

Heim und Kindergarten.

Freunde und Feinde der Musik.

Weit verbreitet ist die Ansicht, daß berühmte Staatsmänner, Schriftsteller und Dichter zum größten Teil für Musik nichts übrig hätten, diese Ansicht ist zwar nicht ganz unbegründet, aber man darf auch hier nicht verallgemeinern, denn es gab unter den großen Männern aller Zeiten mindestens ebenso viele Musikschwärmer wie Musikhaßer.

Der Engländer Samuel Johnson definierte die Musik, als er ein alter Kritiker wurde, als das „am wenigstens unangenehme aller Geräusche“. Der Amerikaner Emerson hatte so wenig „musikalisches Ohr“, daß er schon in der Schule von allen musikalischen Dingen dispensiert wurde. Ein anderer großer Amerikaner, der General Grant, hatte geradezu einen Widerwillen gegen Musik. Katharina II. von Rußland sagte: „Ich würde die ganze Welt darum geben, wenn ich imstande wäre, Musik zu schätzen und zu lieben; aber für mich ist Musik nichts weiter als Lärm.“ Napoleon I. sagte oft, daß die Musik ihn nervös mache, und er soll nur eine Melodie, die von Marlborough, der in den Krieg zieht, leidlich richtig gesungen und gepfiffen haben. Dagegen schwärmte der Kaiser sehr für die dramatische Kunst. Auch Napoleon III. war kein Musikfreund, ebensowenig Gambetta. Als einmal ein junger Musiker ein paar Verse von Viktor Hugo vertonen wollte, sagte der berühmte Dichter unwirsch: „Ich glaube wirklich, daß meine Verse melodisch und harmonisch genug sind und nicht von einem unangenehmen Geräusch begleitet zu werden brauchen.“ Für den Dichter Théophile Gautier war die Musik das kostspieligste aller Geräusche, und Beaumarchais soll das furiose Wort gesprochen haben: „Was nicht gut genug ist, um niedergeschrieben zu werden, ist immer noch gut genug, um gesungen zu werden.“ Zu den Großen, die kein musikalisches Ohr hatten, gehörten auch Byron und Lamartine, und Lola konnte nicht eine musikalische Note lesen.

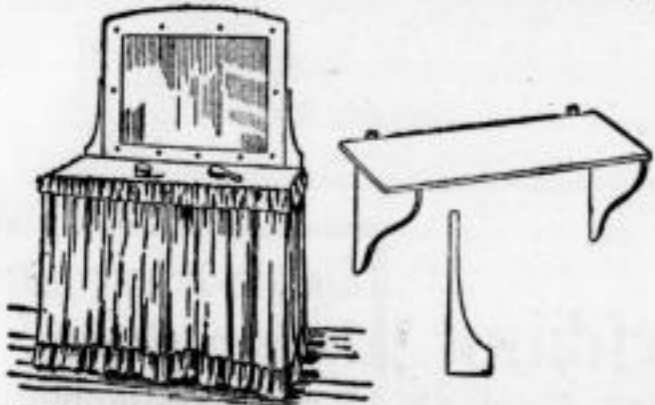
Und nun ein paar Musikschwärmer! Für Gabriele d'Annunzio sind Poesie und Musik eins. Der Dichter Pascoli hörte Musik mit „religiöser Inbrunst“ an. Marconi schwärmt für die Oper. Daubet liebte jede Art von Musik, „wenn es nur Musik war“: Beethoven, Chopin, Volkslieder... Lieberten, Glockengeläute. Alfred de Musset sagte einmal: „Die Musik ist es, die mich zum Glauben an Gott erzoget hat.“ Shakespeare liebte die Musik; Milton war Dichter und Musiker in einer Person; Darwin, der in den letzten Jahren seines Lebens die Poesie nicht ausstehen konnte, blieb bis zu seinem Lebensende ein Freund der Musik.

Häusliche Bäckerei.

Matronen aus Rüssen. 500 Gramm Rührer werden mit 500 Gramm Zucker im Mörser zerstoßen, das Gelbe von 4 Eiern dazu getan und 1/2 Stunde lang gerührt, das Weisse wird zu Schnee geschlagen und zuletzt der Masse beigegeben. Man nimmt fein Mehl dazu; die Bleche werden mit Butter bestrichen und von der Masse mit dem Löffel kleine Häufchen darauf gesetzt und in mäßiger Hitze im Ofen gebacken.
Englische Biskuits. 500 Gramm Mehl werden mit 125 Gramm Butter gut verrieben, drei gehäufte Eßlöffel voll fein gestoßenen Zuckers und ein Ei mit Milch (Nahm) nach Bedarf zugelegt, so daß ein steifer Teig entsteht. Der Teig wird dann ausgerollt und mit einem Glase ausgeföhnt. Die Biskuits werden bei guter Hitze gar gebacken, wozu etwa 15 Minuten nötig sind.

Toiletentisch für junge Mädchen.

Einen Toiletentisch nach Art unserer Abbildung können sich junge Mädchen eigenhändig herstellen. Ist das Konfol vorhanden, so läßt man sich einen Rahmen aus Kienholz



in beliebiger Größe anfertigen, setzt einen Spiegel ein und befestigt den Rahmen in Konfol. Rahmen und Konfol werden zweimal mit weißer Ölfarbe gestrichen und dann lackiert. Ist alles gut getrocknet, schlägt man hübsche Ziernägel in den Rahmen und beklebt das Konfoltbrett mit weißen, mit Bolant verzierten Mullgarbinen.

Frauen in der Politik.

Man weiß, daß in Finnland die Frauen seit 1904 Wählerinnen und wählbar sind. Man hat mit den politisierenden Frauen gar nicht so böse Erfahrungen gemacht, wie man Anfangs anzunehmen geneigt war. Zunächst hatte man behauptet, daß die große Mehrzahl der Frauen von der Politik überhaupt nichts wissen wollen; dabei beteiligten sich die Frauen an den Parlamentswahlen im Verhältnis von 55 bis 60 Prozent, während von den Männern sich 44 bis 70 Prozent beteiligten. Dann fürchtete man, daß die Frauen geschlossen gegen die Männer stimmen und, da ihre Zahl größer ist als die der Männer — 60 000 Wählerinnen mehr —, die parlamentarische Herrschaft an sich reißen würden. Auch das ist nicht eingetroffen. Weiter fürchtete man, daß die Frauen sich zu den Radikalen hingezogen fühlen würden; im liberalen und radikalen Lager nahm man dagegen an, daß die Frauen mit ihrer stark ausgeprägten Religiosität sich den Konservativen anschließen würden. Irrtümer auf beiden Seiten! Fünf Parlamentswahlen haben alle diese Befürchtungen und Prophezeiungen zunichte gemacht: die Frauen haben für die bestehenden Parteien genau in demselben Verhältnis gestimmt wie die Männer, die einen radikal, andere konservativ oder liberal. Es war natürlich, daß die Frauen, nachdem sie das Stimmrecht erlangt hatten, im Parlament durch Mitglieder

ihrer eigenen Geschlechts vertreten zu sein wünschten; sie beanpruchten aber niemals eine Mehrheit von Vertretern weiblichen Geschlechts; sie sind vielmehr schon zufrieden, wenn ein paar Frauen im Parlament die Rechte und Ansprüche der Frauenwelt geltend machen. Obwohl endlich die Frauen erst seit wenigen Jahren mit dem parlamentarischen Leben vertraut sind, ist das Niveau ihrer politischen Fähigkeiten und Kenntnisse durchaus nicht niedriger als das der Männer; ja, sie sind sogar weit fleißiger und eifriger als die Männer und — was besonders überraschend muß — lange nicht so redelustig wie jene. So wird wenigstens berichtet.

Stickereimuster zum Kindermantel.

Das niedliche Stickereimuster kann für Kindermäntel, Blusen usw. Verwendung finden. Man führt die Stickerei am besten in zwei Farben aus. Die Blumen werden z. B. blau, das übrige grün gestickt. Die Blumen und die



äußere Halbfigur arbeitet man im Schlingestich, die Stengel und die verbindenden Bogen im Stielstich, die innere Halbfigur im Knötchenstich. Das untere Bördchen besteht aus zwei Reihen ineinandergreifender Bangnettenstiche. Man kann die Stickerei in Seide, Garn oder in Wolle ausführen.

Die Fehler des jungen Mannes.

In Paris hat man durch eine der beliebtesten Umfragen, die an junge Mädchen gerichtet war, die sieben verabscheuenswürdigsten Fehler des jungen Mannes von heute festgestellt. Es erhielten: Der Egoismus 10 011 Stimmen; die Faulheit 7412; die Gedehaftigkeit 7405; die Ausschweifung 6401; die Spielleidenschaft 6317; die Unmäßigkeit 5091; die übertriebene Sportliebe 5044 Stimmen. Es folgen dann mit kleineren Zahlen die Unbeständigkeit, der Geiz, die Feigheit, die Zweifelsucht, die Eifersucht, die Bosheit, die Dummheit. Früher hätten sicherlich die hier zuletzt genannten Fehler den Ehrenplatz auf der Liste eingenommen. Jetzt betrachten die jungen Damen als einen der größten Fehler die Faulheit, weil der Mann für den Luxus der Frau zu sorgen hat und deshalb nicht faul sein darf, und die Gedehaftigkeit, weil der Mann einer eleganten Dame hübsch zubeißen sein muß. Eine philosophisch veranlagte Frau hätte wohl als einen, alle anderen Fehler in sich schließenden, Hauptfehler des Mannes von heute, das Hagestolatum anführen können, denn in den Augen einer jungen Dame ist es des Mannes größter Fehler, daß er nicht heiraten und vor allem sie nicht heiraten will. „Eine Pariserin“, meinte ein Pariser Blatt, „hätte bei der Aufzählung der Fehler wohl auch vermerken können: Für mich ist einer der größten Fehler des Mannes der, daß der Mann aus der Provinz stammt...“ und eine Provinzlerin hätte genau so — nur umgekehrt — sagen können: „Der Mann kann sein, wie er will... nur Pariser darf er nicht sein; das ist ein Fehler, der nie gutzumachen ist.“ Und wenn man eine Suffragette gefragt hätte, würde sie vielleicht geantwortet haben: „Die sieben größten Fehler des Mannes sind, daß er Minister, Abgeordneter, Senator, Stadtrat, Bürgermeister, Ingenieur und Richter sein will. Sein allergrößter, geradezu unverschämter Fehler aber ist, daß er ein Mann ist!“

Für die Jugend.

Der Alpenkönig.

Von Otto Weddigen.

Auf den Bergen, deren Gipfel bis in die Wolken reichen und die mit ewigen Schnee bedeckt sind, wohnt der Alpenkönig, der viel tausend Jahre alt ist. Er trägt ein langes, weißes Gewand, das durch eine Schur um die Lenden zusammengehalten wird, auf seinem schneeweißen Haupt, dessen Locken tief bis auf die Schultern niederfallen, eine von Kristallen glühende Krone und in seiner Rechten ein Szepter, gleich einem mächtigen Alpenbock. Er zieht forschend und prüfend über die Berge dahin; er entsefelt den Sturm und dieser die Lavine, daß sie donnernd in die Täler niederstürzt, und er gebietet den Wassern, die sich draufhin als Bäche und Flüsse in die Ebene ergießen. Er thront einam auf steiler Höhe; der Schnee in den Felspalten bildet kein Lager, wenn er müde ist.

Ein Wanderer, der die himmelhohen Alpen erstiegen hatte, um alle ihre Wunder zu erforschen, hatte sich einst verirrt. Nirgends fand er einen Pfad, nirgends einen Weg, der ihm als Rettung hätte dienen können. Auf den endlosen Felsfeldern tastete er dahin. Vor ihm gähnten die drohenden Felspalten, in die er jeden Augenblick stürzen konnte; zur Rechten senkte sich der unwegsame, steile Felsabhang in die schwarze Tiefe. Die Hände des Wanderers zitterten vor Frost, die bleichen Lippen erbeben, den ganzen Körper ergriß eine lähmende Kälte infolge des Hungers und der Strapazen. Schon sah er sein Ende nahen. Er kniete nieder auf der Schneefläche und verrichtete ein letztes inbrünstiges Gebet.

Da donnerte es rings umher, als ob die Fels- und Eismassen auseinander klafften und in die Tiefe niederstürzten. Er schrak so sehr, daß er auf den Fels stürzte. Vor sich den Alpenkönig in seiner überwältigenden Majestät. „Wie kamst du, Staubgeborener, in mein Reich?“ fragte der Alpenkönig mit scheinbar grollender Stimme den Unglücklichen.

Starr blickte der Entkräftete zu dem Herrscher empor. Dann ver setzte er zitternd und zaghaf: „Es sog mich fort,

die Wunder der Alpenwelt zu schauen und zu erforschen, von deren Erhabenheit ich schon als Kind geträumt habe. In meinem rastlosen Wissensdrange dachte ich nicht der Gefahren, die mich bedrohten, und verlor den rechten Weg. Jetzt bin ich dem Tode preisgegeben. Kein Mittel der Rettung bleibt mir mehr.“

„Die Rettung ist dir nahe“, donnerte der Alpenkönig mit mächtiger Stimme. „Ich will dich erretten, wenn du mir eins versprichst!“

Der Wanderer wollte sich stehend zu den Füßen des erhabenen Alpenkönigs niederwerfen, aber dieser verhinderte es und wiederholte gebietend nur das Wort: „Versprich es!“

„Ich verspreche alles“, versetzte der Wanderer, „wenn ich nur noch einmal die Meinen wiedersehen kann.“ „Versprich bei allem, was dir heilig ist“, begann der Alpenkönig, „nie in deinen Bemühungen zu erlahmen, die Menschen von dem waghalsigen Besuch meines Reiches hier oben abzuhalten; ihr Reich ist sonst überall! Viele finden alle Jahre ihren Tod durch mich, weil sie sich allzu kühn erdreisten, in die Wunder meiner Welt einzudringen.“

„Ich verspreche es bei allem, was mir heilig ist“, erwiderte der Wanderer zitternd und zaghaf. „Ich will allen die Gefahren schildern, welchen ich ausgesetzt war, meine Todesangst und meine Qual. Ich will alle Menschen warnen, soweit es in meinen Kräften steht, die steilen Höhen meines Reiches ohne Vorzicht zu erklimmen.“

„Wohlan, du hast es versprochen“, donnerte der Alpenkönig mit weitbin schallender Stimme, „so folge mir! Du sollst errettet werden und sollst als ewiges Geheimnis die Wunder meiner Welt erkennen.“

Damit führte der Alpenkönig den Wanderer über eine große Schneedecke hinweg zu einem Gletscher, der kristallhell dalag. Dann erfaßte er seine Hand, und im Nu tauchte er mit dem Wanderer in die eisige Tiefe hinab. Als dieser nach einiger Weile wieder zu sich kam, sah er sich inmitten einer neuen Welt, wie er sie grobartiger nie geträumt hatte. Das Innere des Gebirges glück einem riesigen Kristallpalast. An den Wänden glitzerte und funkelte es von den kostbarsten Edelsteinen, die halb grün, bald rot schimmerten. Quellen und Bäche rieselten und schäumten aus dem Boden hervor, und geheimnisvolle Stimmen unsichtbarer Berggeister küsterten in dem weiten Reich. Den Wanderer ergriß ein größeres Erstaunen noch als zuvor, da er die Wunder der äußeren Alpenwelt von ihren Firnen aus betrachtet hatte.

Wie klein, wie gering dachte er sich in diesem Augenblick! Dann trat der Alpenkönig wieder auf ihn zu, ergriff seine Hand aufs neue und führte ihn durch eine dunkle, enge Felsenspalte hinaus an das Tageslicht. Würziger Odem von frischem Grün wehte ihm entgegen, die Schnee- und Eismassen waren verschwunden. Im nächsten Augenblick lagen vor ihm die lachenden Auen und Triften der Mutter Erde. „Dorthin ziehe deines Weges, dort wirst du deine Heimat finden; aber halte, was du versprochen hast!“

Im nächsten Augenblick donnerte es, und verschwunden war der Alpenkönig, der Beherrscher der eisigen Firnen und Gletscher.

Der Wanderer sank auf seine Knie, Gott für seine Rettung dankend. Seine Freude kannte keine Grenzen. Wie ein Kind grüßte er jede Blume und jeden Baum, deren Anblick er auf den ewigen Schneefeldern hatte entbehren müssen. Und wie schnell eilte er seiner Heimat zu, als er wieder festen Boden unter seinen Füßen hatte! Er vergaß seines Versprechens nicht. Er ließ nicht ab, die Menschen vor dem Erstbeigen jener gefährlichen Firnen und Gletscher zu warnen, aber das Geheimnis seiner Rettung verschloß er tiefer in seiner Brust.

Allein die Menschen, neugierig und waghalsig, wie sie sind, hörten nicht auf die mahnenden Worte des Wanderers. Alljährlich bestiegen sie und besaßen sie noch jene eisigen Höhen, die in die Wolken ragen, und ihre Tollkühnheit befehlte sie nach wie vor mit einem Ende voller Schrecken. Das ist das Werk des grollenden Alpenkönigs.

Der Adler als Schießscheibe.

Wer über ein Leching oder ein Luftpistolegewehr verfügt, kann sich leicht eine Schießscheibe anfertigen. Man kauft beim Buchbinder einen Adler aus buntem Papier, (wer geschickte Hände hat, kann sich diesen selbst zeichnen und kolorieren) und leimt ihn fest auf ein Holzbrett, das



2 Zentimeter stark sein kann. Mit einer starken Laubsäge schneidet man die einzelnen Teile aus und leimt kurze Zapfen dahinter. Diese Zapfen werden lose in den Stumpf des Bogels gesteckt. Der Rumpf wird an einer Stange befestigt und diese im Boden aufgerichtet. Wer die Mitte „das Herz“, des Adlers trifft, ist Schützenkönig. Die anderen Teile des Bogels erhalten je einen besonderen Preis. Die Krone erhält nach dem „Herz“ den höchsten, dann der Kopf, das Szepter usw.

Zeitgemäße Betrachtungen.

Jubelstimmung!
Einst machte wohl als Unglückszahl — die „13“ vielen Menschen Kummer, — doch heute hat mit einmahl — man sie erkannt als Jubelnummer. — Behauptet wird mit Zug und Recht: — die „13“ ist durchaus nicht schlecht, — auch Deutschland ist vor hundert Jahren — grad anno „13“ gut gefahren! — Und die man einst gemieden hat, — die „13“ ward uns lieb und teuer, — drum findet hier und dorten statt — die Hundertjahr-Gedenkfeier — und daß die 13 tüchtig sei — behauptet nur noch die Türkei, — doch uns beglückt sie ohne Frage — mit einer Reihe guter Tage! — Der alte Graf von Zeppelin — benutzte diese Wetterlage — flog mit der „Sachsen“ hin nach Wien — an einem schönen Junitage, — dort hat ihm, wie man gern vernimmt — die Menge jubelnd zugestimmt — auch

hier errang im Siegeszuge — der Graf die Herzen sich im Fluge! — — Feststimmung herrscht in Stadt und Land — und scheucht die Sorgen fort, die grauen, — Germania prangt im Festgewand — und Jubel hallt in allen Säuen — aufs neue wird es offenbar: — die „13“ ist ein Jubeljahr, — denn eine neue Festepoche — beginnt mit dieser Jubelwoche! — Es klingt und singt wie Festgebräus — durch Werlags Anrast, Wäh' und Plage, — denn auch für unser Kaiserhaus — kam eine Reihe schöner Tage — die „13“ schlägt den Festkord, — kaum sind die Hochzeitsgäste fort — so wechen wieder neue Gäste — empfangen zu gar fest'nem Feste! — Und frohen Glückwunsch bringt man dar — von Nah und Fern zu guter Stunde, — der Kaiser wurde Jubilar — so klingt es schlicht im Volksmunde, — er trägt seit 25 Jahren — die Bürde, die in Purpur prangt — und was sein Volk ihm zwi- facht; dankt, — ist, daß es Friedensjahre waren!

— — Feststimmung herrscht in allen Reihn — Die Politik verhält sich leiser, — es schweigt der Hader der Parteien — und jubelnd tönt es: Weil dem Kaiser! — So bringt der Deutsche treu und wahr — dem Kaiser seinen Glückwunsch dar, — und deutsche Treue wird auch weiter — des Thrones Stütze sein!

Ernst Heiter.

Die Meinung eines asthmafranken Arztes
über Apotheker Reumier's Asthma-Pulver und Asthma-Cigaretten. Derselbe schreibt wörtlich:
„Ich kann nicht genug danken für die gefällige Sendung des Asthma-Pulvers, das gerade zu einer Zeit eintraf, als ich schwer an Asthma zu leiden hatte. Die Wirkung war eine vorzügliche.“ Dr. Ritzner, Kgl. Polzin, Pommern.
Erhältlich nur in Apotheken, Dose Pulver M. 1.50 oder Karton Cigaretten M. 1.50. Apotheker Reumier, Frankfurt a. M. Sch. Altr. Hauptstadt Markt 48, Hotel. Markt 5, Salzstr. Markt 18, Hauptstr. Markt 5, Hauptstr. Markt 18, Markt.

Nächsten Montag, von Vormittag 9 Uhr an Gerichtstag in Schönheide.



Neuheit: **Reihe Vordruckfarbe**, auf allen Stoffen vorzüglich haftend. **Langbein & Lange, Plauen.** Älteste Vordruckfarben-Fabrik des Vogtlandes. Niederlage für Eibenstock, Wohlfarths Drogerie u. Kräutergewölbe, Bergstr. 8.



Verreinigte Weckstätten für moderne Braut-Ausstattungen
50% Vogtl. Kunstmöbel-Industrie.
Aktiengesellschaft.
Ernst Seidel, Auerbach i. V.
Jubiläumskatalog zu Diensten

Nizza-Provenceröl
bestes Speiseföl
in Flaschen u. ausgenommen empfiehlt
H. Lohmann.

Alle Tage frische
Erdbeeren.
Aline Günzel.

Tüchtige Erdarbeiter

zur **Abellegung** in Schönheide gesucht. Zu melden Montag früh an der Baustelle in der Nähe der Post.
Ernst Gross, Tiefbauunternehmung, Aue.

Glück an!

Wie vornehm sieht dein Frauchen aus
Mit weißer Schürze und frischer Kraus
So schön und fein, so frisch und froh.
Aha! Bewirb wäntst du und bleibst
mit „Loh“

Pikfeine weiße Wäsche ergibt nach einmaligem Kochen das neue Bleich- und Schnellwaschmittel „SOH“. Spielend leichte Arbeit und garantiert unschädlich! Nur 30 Pfennig das 1/2 Pfund- und nur 30 Pfennig das 1/2 Pfund-Paket.
Hermann Otto Schmidt, Döbeln.

Bernhard Löscher, H. Lohmann, G. E. Tittel, Robert Wendler, in Garsfeld: Ernst Alban Arnold.



Etagen-Warmwasser-Heizungen vom Küchenherd.

Zahlungsstockung,

geschäftliche Schwierigkeiten aller Art beseitige ich sofort streng diskret, gewissenhaft und reell, gestützt auf langjährige Erfahrungen.
Bücherrevisionen. — Neueinrichtungen. — Nachtragen u. Ordnen vernachlässigter Bücher. — Finanzierungen.
(Umwandlungen in G. m. b. H. — A. G., — Gen. m. b. H. etc.)
Große Erfolge. — Ia. Referenzen.

Lierner, Bücherrev., Dresden 43, Annonstr. 28. Fernspr. 6630.

Gras-Auktion.

Die diesjährige **Grasnutzung** unserer an den Muldenuffern belegenen Wiesen soll
Montag, den 16. Juni cr., vorm. 9 Uhr
an Ort und Stelle parzellenweise gegen das Meistgebot versteigert werden.
Zusammenkunft an der Muldenbrücke.
Eibenstock, unterer Bahnhof. **A. L. Unger G. m. b. H.**

C. W. Friedrich

Baumaterialien-, Eisen- und Kurzwaren-Handlung,
empfiehlt sein großes Lager in:
T-Trägern aller Normalprofile, Flacheisen, Bandeisen, Rund- u. Quadratischeisen, Prima Stahl in allen Façons, Wagenachsen, Eisenblechen, Zinkblechen, Eisen-, Messing- u. Kupferdraht, Werkzeugen, Portland-Zement in Säcken oder Tonnen, Zement-Essenschiebern, Stuckgips, Gipsdielen, Rohrgeweben, Rohrhaken u. Rohrdraht, Drahtnägeln aller Art, Dachpappen in allen Stärken, Dachfenstern, Chamottesteinen, Chamottrohren, Chamottemehl, Carbolinum, Firnis, Farben, Asphaltteer, Dachlack etc.
äußerst billige Preise!

Frottir-Bade-Wäsche Stepp-Decken Kinderwagen-Decken Kinder-Kleidchen Kussen-Kittel Schürzen

in allen Preislagen in Wasch- u. Wollstoffen
große Auswahl in weiß u. bunten
empfiehlt
C. G. Seidel.

I. Etage

zu vermieten, bestehend aus zwei Zimmern, Küche und Schlafkammer für den 1. Juli oder auch später.
Näheres zu erfragen bei **Emil Bladach**, Uhrmacher, Bergstr.

Für Touristen!

Eis- und Erfrischungsbombons.
H. Selbmann, Langestr. 1.

Meys Stoffwäsche
ist der beste Ersatz für Leinenwäsche.
Elegant. Wohlfeil. Praktisch.
Vorrätig in Eibenstock bei: Carl Grohs, Bergstr., Jda Todt, Inh. Geschw. Hederich, und Aug. Mehnert, sowie in allen durch Plakate kenntlich gemachten Verkaufsstellen.
Man hüte sich vor Nachahmungen mit ähnlichen Etiketten und Verpackungen, sowie denselben Benennungen.

Schmackhaftes Gemüse wird mit **MAGGI Würze** erzielt. Nicht mitkochen, erst beim Anrichten beifügen. Bestens empfohlen von **Emil Eberlein, Kolonialw., Postplatz, Eibenstock.**

Sie bilden sich ein
neue Wäsche zu sehen, wenn Sie sie mit Persil gewaschen haben, so blendend weiss, frisch und duftig ist sie danach geworden. Einfachste Anwendung, billig im Gebrauch und absolut unschädlich
unter Garantie!
Überall erhältlich, nie lose, nur in Original-Paketen.
persil
das selbsttätige
Waschmittel
Der grosse Erfolg!
HENKEL & Co., DÜSSELDORF.
Nach Fabrikanten der allbeliebtesten
Henkel's Bleich-Soda.

Herrn mit trockenem, sprödem, dünnem Haar, das zu Haarausfall, Juckreiz und

Haarschinn

neigt, sei folgendes bewährte und billige Rezept zur Pflege des Haares empfohlen: Wöchentlich 1 maliges Waschen des Haares mit **Zucker's** kombiniert. **Kräuter-Champoon** (Pat. 20 Pf.), daneben möglichst tägliches kräftiges Einreiben des Haarbodens mit **Zucker's Original-Kräuter-Haarwasser** (Fl. 1.25 u. 2.50 Mk.), alsdann gründliches Waschen der Kopfhaut mit **Zucker's Spezial-Kräuter-Haarabwäscher** (Dose 60 Pf.). Großartige Wirkung, von Tausenden bestätigt. Geht bei **H. Lohmann, Drogerie.**



Wäsche-Wannen

aus verzinktem Eisenblech, eignen sich am besten für das Waschhaus. Kein Reiben. Kein Eintrocknen. Kein Faulen. Solide Ausführung. Preis von 13 Mark an. Liste gratis.
Bernh. Söhner, Chemnitz Nr. 240. Gebr. Helbig, Altenhandl., Eibenstock, H. Söllner, Klempnerstr.,

Einsatz-Trikothemden
Touristen-Hemden
Bunte Garnituren
Sport-Kragen, weich
Touristen-Socken
Westen-Gürtel
empfiehlt
C. G. Seidel.



SCHÖNHEIT

und Zartheit der Haut erlangt man nach dem Gebrauch von **Buttermilch-Seife** 35 Pf. Erhältlich in fast allen Geschäften. Werke „Holländerin“, Fabrikant: **Östlicher & Haussner, Chemnitz**

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd



Gratisbeilage zum Amts- & Anzeigebblatt für Eibenstock

Eine unheimliche Wette.

Kriminal-Novelle von Max Ladenburg.

(Fortsetzung.)

Ich brauche Ihnen ja nicht erst zu erzählen, daß Italien in Abessinien eine Kolonie besitzt. Sie erinnern sich, welche große Hoffnungen man auf jenen Landstrich an der Küste setzte; die Italiener begnügten sich damit nicht. Ihre Begehrlichkeit richtete sich auf das Land des Negus. Nun, Menelik hatte damals noch nicht die Taten des Löwen gezeigt. Man wußte wenig von seinen Fähigkeiten, noch weniger von der ungeheuren Kraft dieses Landes, das heute fast einem europäischen Militärstaat gleicht.

Mein Freund, der Oberst Pedesta, stand damals mit einem vorgeschobenen Posten in allernächster Nähe der abessinischen Grenze. Diese Stellung war sehr gefährlich, wenn es zu Feindseligkeiten kam. Aber vielleicht hatte er am wenigsten von den Abessiniern zu fürchten, denn eine große, tiefe Leidenschaft, für die ich vielleicht nur allein das richtige Verständnis besaß, hatte ihm die Tochter eines abessinischen Ras als Gemahlin zugeführt.

Der Marchese von Remini war zu jener Zeit Kolonel und stand unter dem Befehl des Obersten. Es lag eine schwüle Stimmung zwischen den Abessiniern und Italienern. Die Feindseligkeiten waren zwar noch nicht losgebrochen, aber in eingeweihten Kreisen wußte man, daß sie täglich zu erwarten waren.

Der Ras Makara zählte zu den einflußreichsten Vertrauten Meneliks. Welche Ursache er direkt hatte, seinen persönlichen Haß auf den Obersten Pedesta zu werfen, weiß ich nicht. Ich nehme aber an, daß ihn seine Feinde und Neider bei Menelik anklagten, weil seine Tochter die Gattin eines verhassten Italieners geworden war. Und Ras Makara, dessen Ehrgeiz stärker war als die Vaterliebe, beschloß, seine Ergebenheit und Treue gerade dadurch zu beweisen, daß er seinen Schwiegerjohn als erstes Opfer mordete.

Man muß die grenzenlose Verschlagenheit, die unerbittliche, furchtbare Grausamkeit der Abessinier kennen, um sich folgendes begreiflich zu machen. Ich befand mich damals als Bevollmächtigter der englischen Regierung auf der Reise durch Erythraa und wollte mit meiner Mission einen Privatbesuch bei meinem Freund, dem Oberst de Pedesta, verbinden.

Ich kam zu spät . . .

Erst lange Zeit nach jener Katastrophe wurde die Wahrheit ruckbar. Ich füge hinzu, Mister Stagart: Man ist ihr nie auf den Grund gekommen, was ich Ihnen erzählte, sind teilweise auch nur Vermutungen. Man hat dem Marchese von Remini nichts nachweisen können.

Ich behaupte aber, daß der Oberst von Pedesta nicht ohne weiteres bezwungen worden wäre, wenn nicht Verrat die Hand im Spiel gehabt hätte. Er kannte den Charakter der Abessinier. Der Posten, den er hielt, war stark befestigt; eine kleine Festung, auf einer Anhöhe gelegen, die selbst für die Eingeborenen nur mit großen Schwierigkeiten zu besteigen war.

Dabei verfügte er über eine erlesene Zahl italienischer Soldaten und war selbst ein Held vom Scheitel bis zur Sohle. Wie also war es möglich, frage ich, daß sich mitten in der Nacht wie durch Zauberhand die Tore des Forts öffneten und den Abessiniern Eintritt gewährten? Lassen Sie mich über die Einzelheiten jener Schreckensnacht schweigen. Der Oberst de Pedesta fiel wie ein

Held. Alle seine Getreuen wurden erschlagen. Wie gesagt, der ehrgeizige Ras schreckte vor den letzten Konsequenzen nicht zurück, um Meneliks geschwundenes Vertrauen zurückzugewinnen. Nur der Marchese von Remini entkam und mit ihm die Gattin meines unglücklichen Freundes, die Tochter des Ras Makara. Doch halt, daß ich die Wahrheit berichte:

Am nächsten Morgen langte bei der Vorhut der italienischen Armee ein zerschundener, halb wahnsinniger Knabe an, der sich mit übermenschlicher Anstrengung gerettet hatte — des Obersten Pedesta einziger Sohn Sandro. Ich selbst nahm ihn auf und ließ ihn erziehen. Er hat sich nie über die Einzelheiten jener furchtbaren Nacht ausgesprochen. Aber so oft ich den Namen des Marchese von Remini nannte, bekam er einen förmlichen Anfall von Tobsucht, so groß war sein Haß gegen jenen.

Die Zeit kann manches daran geändert haben, aber seine Rachsucht gegen den Marchese hat sich nicht verringert."

Der Lord schwieg.

"Ich verstehe aber immer noch nicht den Zusammenhang", warf ich ein. "Wenn Sandro de Pedesta sich nie über die Einzelheiten ausgesprochen hat, so ist doch der Verrat des Marchese von Remini wirklich nichts weiter als eine bloße Annahme, zu der kaum etwas berechtigt."

"Sie irren", erwiderte Lord Wytthler. "Erinnern Sie sich an das Wort Dschamsi, das Sandro de Pedesta dem Marchese von Remini im Rennklub in Rom zuschleuderte?"

"Ganz recht! Ich wollte Sie gerade fragen . . ."

"Dschamsi hieß das abessinische Weib meines armen Freundes . . ."

"Sandro de Pedestas Mutter?" warf Stagart ein. Es war das erste Wort, das er sprach.

"Sehr richtig", entgegnete Lord Wytthler. "Sandros Mutter, des Obersten de Pedestas Weib und jetzt — die Marchesa von Remini!"

Ich war so verblüfft, daß ich einige Augenblicke nicht sprechen konnte.

"Darum also habe ich mir vergeblich den Kopf zerbrochen, welche seltsame Rasse in dieser wunderschönen Frau lebt!" rief ich endlich aus.

"Obgleich längst über die Jugendjahre hinaus, hat sie sich eine eigenartige bezaubernde Schönheit bewahrt. Nun begreife ich, Lord, warum Sie behaupten, daß der Marchese von Remini ein elender Verräter war."

Ich blickte meinen Freund an, weil ich von ihm eine Bestätigung erwartete. Aber er sagte nichts.

Die Nacht war schon vorgeschritten, der Sturm hatte sich gelegt, als schrill eine Klingel ertönte. Gleich darauf trat ein Diener in das Gemach und überreichte Lord Wytthler eine Depesche.

Er las sie durch, sein Gesicht wurde aschfahl. Schweigend übergab er sie meinem Freund. Ich las über Stagarts Schulter hinweg: "Kommen Sie sofort, Lord Wytthler! Ihr Freund Sandro de Pedesta wurde soeben verhaftet. Der Marchese von Remini ist tot. Juan d'Andrade."

Wir blickten uns schweigend an. Endlich nahm mein Freund Stagart das Wort:

"Wir reisen sofort ab!"

Lord Wytthler reichte Stagart die Rechte:

"Ich entnehme aus Ihrem Entschluß, Mister Stagart, daß Sie gesonnen sind, die Sache sofort selbst in die Hand zu nehmen."



Major Fintelmann, ein deutscher Offizier in China. (Mit Text.)

Welch ein Glück, daß Sie gerade mein Gast waren, und ich noch Gelegenheit gefunden habe, Sie in alle Einzelheiten jener merkwürdigen Geschichte einzuweißen. O, ich zeigte nur meinen Schrecken nicht, als diese merkwürdige Wette zwischen Sandro de Pedesta und Marchese von Remini abgeschlossen wurde. Das war die Kriegserklärung Sandros an den Marchese! Ich wette, er hat vierzehn Jahre auf diesen Augenblick gewartet!"

"So glauben Sie also, Lord Wytthler, daß Sandro de Pedesta schuldig, also der Mörder des Marchese von Remini ist?" fragte ich.

Lord Wytthler zuckte die Achseln:

"Weiß ich es? Ich kenne die Einzelheiten noch gar nicht! Aber ich darf Ihnen verraten: Ich fürchte es!"

"Und du?"

Ich wandte mich an Stagart.

"Ich kann dir nur dieselbe Erklärung geben wie der Lord."

In einer Stunde waren wir reisefertig. Der Lord, in einen weißen Mantel mit Kapuze gehüllt, trat in den Hof:

"Haben Sie etwas dagegen, Mister Stagart, wenn ich mich Ihnen anschließe?"

"Aber ganz und gar nicht, Lord! Sie können mich in meinem Bestreben, die Wahrheit zu erfahren, nur unterstützen!" —

Nach einer schier endlosen Fahrt, deren Abschluß ich besonders in begreiflicher Ungeduld kaum erwarten konnte, langten wir endlich in Rom an. In Mailand und Florenz, überall hatten wir von dem rätselhaften Verbrechen reden gehört. In Rom aber bildete es das Tagesgespräch.

Die ganze Aristokratie war außer sich über dieses Ereignis, nicht nur, weil zwei in der römischen Gesellschaft zu wohlbekannte Männer darin verwickelt waren.

Am merkwürdigsten aber war der Umstand, unter dem der Tod des Marchese von Remini erfolgt war.

Hätte er nicht dem vornehmsten römischen Adel angehört, so würden wir seine Leiche wohl gar nicht mehr zu sehen bekommen haben. Es war ein Glück für Stagarts Pläne, daß die pomphafte Beerdigung in dem Familiengrab der Reminis erst am nächsten Tag stattfinden sollte.

Um das Wichtigste nicht zu versäumen, begab sich Stagart sofort nach dem Palais des Marchese, wo dieser in dem prunkvollen Vestibül in einem Meer von Rosen auf einem Katafall lag. Juan d'Andrade war der erste, der uns entgegenkam.

"Wer hätte das geahnt! Es ist entsetzlich! Die Marchesa ist untröstlich!"

Wir bekamen sie zunächst nicht zu Gesicht. Stagart begrüßte den Freund des Marchese sehr kühl.

"Hat die Marchesa bereits eingewilligt, daß ich die Leiche des Marchese untersuche?"

"Ich habe ihr Ihren Wunsch vorgestellt, Signor Stagart", entgegnete Juan d'Andrade. "Aber es war mir nicht möglich, ihre Einwilligung zu erlangen. Sie faßt die neuerliche Untersuchung der Leiche für eine Verletzung der Pietät auf! Ich habe nichts unverfucht gelassen."

Stagart warf Juan d'Andrade einen langen Blick zu, einen ebensolchen dem Lord und schließlich blieb sein Blick auf mir haften, ich sah ihm aber an, daß er weder an mich, noch an den Lord, noch an Juan d'Andrade dachte, sondern an etwas ganz Entferntes.

Schließlich sah er zu der Leiche hinüber. Das Gesicht des Toten war grau, die Augen tief in die Höhlen gesunken, die Lippen blau und angeschwollen. Die Leiche bot absolut nichts Absonderliches.

"Ich muß darauf bestehen, den Marchese vor seiner Beerdigung noch einmal untersuchen zu dürfen!" erklärte Stagart schließlich bestimmt. "Ich habe mich über die Einzelheiten des Verbrechens noch gar nicht orientiert. Man hat mir gesagt, die Freilassung Sandro de Pedestas stünde bevor, weil die Ärzte immer mehr zu der Ansicht neigen, der Marchese von Remini sei eines natürlichen Todes gestorben..."

"So ist es!" entgegnete Juan d'Andrade. "Ich war von Anfang an der Überzeugung, daß die Polizei einen unerhörten Mißgriff begangen hat. Wie kann man von einem Mord sprechen, wenn die Leiche auch nicht das kleinste Merkmal eines gewaltsamen Todes aufweist?"

Stagart nickte.

"Eben darum kann ich von meinem Verlangen nicht absehen. Es handelt sich nicht um eine Laune, sondern um den Sieg der Gerechtigkeit."

Juan d'Andrade begab sich in die Gemächer der Marchesa, um ihr nochmals

Vorstellungen zu machen. Aber seine Mission verlief wieder ergebnislos.

Stagart, dessen eiserne Energie ich sehr wohl kannte, erklärte, er würde die Polizei in Anspruch nehmen und die nochmalige Untersuchung der Leiche erzwingen.

Da endlich willigte die Marchesa, nachdem jetzt Juan d'Andrade nochmals mit ihr gesprochen, in das Verlangen Stagarts ein.

Die Untersuchung wurde im Beisein eines Polizeiarztes, sowie in Lord Wytthlers und meiner Gegenwart vorgenommen. Ich muß gestehen,

ich war enttäuscht und verblüfft zugleich. Enttäuscht, daß die Affäre, die erst so interessant begonnen hatte, augenscheinlich, wie dies ja oft der Fall war, recht banal verlaufen würde. Verblüfft, weil Stagart sich ganz so benahm, als ob etwas Außergewöhnliches ihn beschäftige.

Die Leiche des Marchese von Remini wies aber rein gar nichts auf, was auf einen Mord schließen lassen konnte. Ein paar Narben an seinem Körper verrieten, daß er sich in den Kolonialkämpfen ausgezeichnet hatte — das war aber auch alles.

"Warum ist eigentlich Sandro de Pedesta verhaftet worden?" wandte sich Stagart an den Polizeiarzt, während der Körper des Marchese vor uns auf dem Paradebett lag.

"Auf diese Frage hin muß ich Ihnen in kurzen Zügen die ganze Geschichte erzählen", entgegnete jener. "Ich schide voraus, daß die merkwürdige Wette zwischen dem Marchese und Sandro de Pedesta schon in ganz Rom bekannt ist. Das wäre ein Punkt, der Sandro de Pedesta verdächtigte. Inzwischen wurden auch seine Tagebücher und Briefe beschlagnahmt, und man hat daraus ersehen, daß zwischen Sandro de Pedesta und dem Marchese von Remini Todfeindschaft wegen eines rätselhaften Vorganges in Erythraea zur Zeit jenes unglücklichen Krieges, den Italien gegen Abessinien führte, herrschte."

Stagart nickte.

"Fahren Sie fort, Herr Doktor! Jene Affäre ist mir bekannt!" "Nun wohl... die Marchesa machte vor zwei Tagen der Polizei die Mitteilung, daß ihr Gemahl in der Nacht plötzlich ver-



Zum 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. (Mit Text.)

chieden f
begab id
Bohnm

um die
schlag z
Nische d
eine Fig
— es w
gehängt
von obe
sinniger
noch be
eingelie
auf alle
verhafte

Stag
"Ein
dem Si
chese ni
ein Ber
stellten
de Bede
Der

"Ich
uns ver
stehen
und ich
der Ver
entlasse
ist aller
desta d
zug etn
Remini
an, er
scheinun
Nacht
Donner
stärkere
fallen v

Sta
Blick a
sich dar
"So
rum B
rade an
"Ja
auf die
beschlo
hat, sie
mir all
terade

schieden sei. Er wurde tot in seinem Bett aufgefunden. Daraufhin begab ich mich in Begleitung eines Polizeibeamten nach der Wohnung des Marchese von Remini. Es geschah natürlich nur,

einen vorzeitlichen Ritter, oder Gott weiß was — meine Phantasie reicht nicht aus, alle Figuren, die vielleicht Grauen einflößen könnten, aufzuzählen — so würde ich einigermaßen die Sache begreifen. Aber in der Uniform eines italienischen Obersten . . . seltsam! Und doch muß ich gestehen:



Ananas-Plantage zu Washiawa. Phot. Gaedel, Berlin. (Mit Text.)

um die Todesursache festzustellen. Ich war bereits geneigt, Herzschlag zu konstatieren, als der Beamte plötzlich entsetzt in eine Nische des Zimmers wies. Ich folgte seinem Blick und sah dort eine Figur, die ich zuerst nicht beachtet hatte. Sie stand regungslos — es war Sandro de Pedesta, der sich einen falschen Bart umgehängt hatte und die Uniform eines Obersten trug. Er war von oben bis unten blutbesetzt und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Sie können ihn übrigens in seinem seltsamen Aufzug noch bewundern, denn er wurde so, wie er war, ins Gefängnis eingeliefert. Es blieb uns nichts anderes übrig, als Pedesta, der auf alle Fragen einfach die Aussage verweigerte, zunächst zu verhaften."

Stagart nickte.

"Eine Frage, Herr Doktor: Nach dem Sie an dem Körper des Marchese nichts gefunden haben, was auf ein Verbrechen schließen ließ — wie stellten Sie sich dann die Rolle Sandro de Pedestas als Mörder vor?"

Der Arzte zuckte die Achseln.

"Ihre Frage ist einigermaßen für uns verfänglich", entgegnete er. "Wir stehen allerdings vor einem Rätsel und ich sagte Ihnen ja bereits, daß der Verhaftete wahrscheinlich wieder entlassen werden wird. Die Frage ist allerdings die: Hat Sandro de Pedesta durch seinen schrecklichen Aufzug etwa den Tod des Marchese von Remini hervorgerufen? Nehmen Sie an, er ist ihm in der seltsamen Erscheinung, die er bot, mitten in der Nacht gegenübergetreten — zum Donner, da kann auch ein Mann mit stärkeren Nerven vom Herzschlag befallen werden!"

Stagart warf einen flüchtigen Blick auf Lord Wytthler und wandte sich dann wieder an den Arzt:

"Haben Sie eine Ahnung, warum Pedesta diese nächtliche Maske aufgeführt haben kann?"

"Ich nehme neuerdings Bezug auf die törichte Wette, die in Rom beschlossen wurde, und nehme an, daß er den Versuch gemacht hat, sie zu gewinnen", erwiderte der Polizeiarzt. "Unklar bleibt mir allerdings, warum er gerade auf eine so merkwürdige Maske verfiel! Hätte er ein Gespenst vorgestellt, oder irgend

gewöhnliche Erscheinung ab! Was Sie an dem Benehmen Pedestas nicht verstehen, erscheint ihnen einfach als der Ausbruch von Wahnsinn. Das ist in der Tat ein sehr einfaches Verfahren!"

Der Arzt beachtete den Zwischenruf nicht. Er wandte sich aufmerksam Stagart zu, der jetzt plötzlich den Zeigefinger auf einen kleinen, schwarz umrandeten Fleck am rechten Arm des Toten legte.

"Haben Sie das gesehen, Herr Doktor?"

"Ja! Sie dürfen nicht glauben, Signor Stagart, daß wir bei Feststellung eines Todesfalls so leichtfertig sind, dergleichen zu übersehen!"

Nie in meinem Leben habe ich ein solches Grauen und Entsetzen empfunden, als ich diese blutbesetzte Figur unbeweglich wie eine Wachs- puppe in der Nische stehen sah. Das gelbliche Gesicht Pedestas, seine glühenden Augen und sein verstörtes Wesen erhöhten noch das Unheimliche des Eindrucks.

Wenn übrigens Pedesta nicht entlassen wird, so dürfte er jedenfalls freigesprochen werden, denn ich für meine Person halte ihn für alles andere als für zurechnungs- fähig."

"Sie glauben also, daß der Unglückliche den Verstand verloren hat?" warf Lord Wytthler ein.

"Wenn er nicht schon vorher geistig defekt war, so ist er jedenfalls in jener Nacht unzurechnungsfähig geworden", entgegnete der Arzt. "Ich meine aber, er war auf alle Fälle schon vorher ein geistig minderwertiger Mensch!"

Der Lord zuckte die Achseln.

"Sehen Sie, Mister Stagart, so tun die Psychiater leichtlich jede un-



Ananas-Plantage zu Washiawa. Phot. Gaedel, Berlin. (Mit Text.)

"Nun, es ist ja nur eine Kleinigkeit!" entgegnete Stagart. "Sie haben recht! Ich habe dem schwarzen Fleck auch weiter keine Beachtung geschenkt. Oder halten Sie etwas Besonderes davon?" fragte er plötzlich lauernd.

(Schluß folgt.)

Unsere Bilder

Ein deutscher Offizier in China. Die chinesische Republik stellt immer mehr Europäer als Lehrer und Ratgeber in den einzelnen Verwaltungszweigen an. So hat Präsident Juanschikai den deutschen Major Dinkelman zu seinem militärischen Berater gemacht. Major Dinkelman ist ein Schüler des Berliner Seminars für orientalische Sprachen. Er gehörte bis Juli 1908 dem Grenadierregiment König-Karl (5. Württembergischen) Nr. 123 an und wurde dann zum ostasiatischen Detachement verlegt.

Zum 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II. Als Wilhelm II. am 15. Juni 1888 den Hohenzollernthron bestieg, da glaubte man, daß es unter seiner Regierung alsbald zu jener großen Auseinandersetzung mit dem Schwerte kommen würde, von der haben und drüben gesprochen und geschrieben wurde. Fünfundzwanzig Jahre sind seither ins Land gegangen, der große Völkerring aber, obwohl es damit gerade in letzter Zeit allzu oft auf des Messers Schneide stand, ist nicht gekommen.

Und nach den Belastungsproben, die der schwerbedrohte Frieden neuerdings hat aushalten müssen, braucht man kein allzu großer Optimist zu sein, um sich der Hoffnung hingeben zu können, daß, solange Kaiser Wilhelm am Ruder ist, diese blutige europäische Auseinandersetzung nicht kommen wird. Der Deutsche Kaiser, der jetzt ein Vierteljahrhundert die Geschichte Deutschlands leitet, ist stets für den Frieden gewesen und geliebt, oft unter den schwierigsten Verhältnissen und Verwickelungen. Und wäre am Jubiläumstage weiter nichts von ihm zu preisen als dies, es wäre wahrlich nicht das Geringste, was man einem Fürsten zum Ruhme nachsagen könnte. Ihm, der bei der Eidesleistung im preussischen Landtage am 27. Juni 1888 versprach, gleich Friedrich II. der erste Diener des Staates zu sein, haben wir den Ausbau unserer modernen sozialen Gesetzgebung zu verdanken; und es gibt kaum einen Zweig menschlicher Betätigung, dem er nicht seine Teilnahme und Fürsorge zugewendet hätte. — Dem Kaiser treu zur Seite in allem Hohen und Edlen seit jenem 27. Februar 1881, da sie sich mit ihm vermählte, steht die Kaiserin Auguste Viktoria, ein leuchtendes Vorbild edler Weiblichkeit und Mütterlichkeit, in vielen Rügen so wie keine andere deutsche Fürstin mahnend an jene herrliche Königin auf Preußens Thron, deren Gedächtnis in diesen Tagen der Jahrhundertereinerungen uns immer wieder erneut wird, an die Königin Luise.

Von der Ananas. Es war im Jahre 1555, als ein französischer Reisender, Jean de Levy, aus Brasilien an seine Landsleute eine begeisterte Schilderung von köstlichen gelben Früchten schickte, von „Götterfrüchten“, die nur von der Venus selbst gepflückt werden dürften, bieweil sie den Geschmack der Quitte, der Erdbeeren und der Muskatellertraube in sich vereinten. Das Lob, das der Franzose der Ananas, der Königin unter den Früchten, zollte, blieb nicht vereinzelt. Schon dreißig Jahre früher waren nach Europa, zunächst nach Spanien, die ersten Ananasfrüchte gebracht worden, und nach einigen Jahrzehnten begannen holländische Kaufleute des neuen Handelszweiges sich zu bemächtigen und auf dem Markt zu Amsterdam die edlen Früchte feilzuhalten, freilich zu solch hohen Preisen, daß nur sehr reiche Feinschmecker sich hin und wieder einmal den Luxus leisten konnten, eine Ananas als Nachtisch ihren Gästen zu bieten. Insbesondere legten die europäischen Fürsten eine große Vorliebe für die köstliche Tropenfrucht an den Tag, und ihre Hofgärtner bekamen den Befehl, sich etwas eingehend mit der interessanten fremden Pflanze zu beschäftigen. Diese erkannten bald, daß die Ananas, wenn auch mit großen Kosten und Mühen, in den eigenen Gewächshäusern sehr wohl gezüchtet werden konnte, daß sie hier zwar etwas kleiner blieb, dafür aber ein viel feineres Aroma und einen weit zarteren Geschmack entwickelte. — Die Zeiten haben sich geändert. Die Dampfmaschine war erfunden worden. Lange Wege, die zu bewältigen früher die Postkutsche mehrere Tage gebraucht hatte, legte man in ebensovielen Stunden zurück. Die Ozeane, die einst in monatelangen Fahrten das Segelschiff befahren hatte, durchkreuzt das Dampfschiff in ebensovielen Tagen. Und da mit der Verbesserung der Fahrzeiten auch die Verbilligung der Frachtsätze schrittweise, so kam es, daß auch die einst so teuren Ananasfrüchte in den Hafenstädten Europas bald zu solchen Preisen angeboten wurden, daß die köstliche Frucht, die früher nur die Tafel der Reichsten schmücken konnte, heute auch dem weniger Begüterten keine unerschwingliche Delikatesse mehr bedeutet. Doch eine Delikatesse bleibt die Ananas gleichwohl und eine der beliebtesten dazu. Das beweisen die riesigen Ananasplantagen, die bald in allen tropischen Ländern, soweit Boden und Klima günstig waren, angelegt wurden, insbesondere in Südamerika, auf den Großen Antillen und auf den Sandwichinseln. Vornehmlich auf Hawaii, der größten unter den Sandwichinseln, ist die Ananaskultur zurzeit so bedeutend, daß ihre Erträge fast völlig den europäischen Markt beherrschen. Von Waialea und Mahukona, den größten Plantagen auf Hawaii, wurden

Eisenbahnen nur des Fruchterports wegen nach Hilo, dem Haupthafenplage gelegt, von dem aus alljährlich viele Tausende von Zentnern der köstlichen goldgelben Früchte nach Europa geschickt werden.

Allerlei

Ein aufmerksamer Schuhmann. Fremder (in München): „Komme ich da wohl auf den Rofherberg?“ — Schuhmann: „Jawohl, immer geradeaus. Aber das sag' ich Ihnen gleich, Salvator gibt's keinen mehr.“

Treffend gesagt. Erster Hausknecht: „Aber wo warst du denn nur jetzt so lange?“ — Zweiter: „Ich erledigte glänzende Geschäfte.“ — Erster: „Wie meinst du das?“ — Zweiter: „Nun, ich wuschte Stiefel.“

Ein Problem. In Kabul ist es Sitte, daß die Eigentümer von Gärten in der Nähe der Städte Fremden gegen Erlegung einer gewissen Summe erlauben, hineinzugehen und nach Belieben Früchte zu essen. Die Perser, welche gern alles lächerlich machen, sagen nun, daß in Kabul die Leute, welche auf diese Art Früchte essen wollen, beim Hineingehen in den Garten und beim Herauskommen gewogen werden und dann für das Mehrgewicht zuletzt zahlen müssen. Nun habe einst ein Schlaufopf mit Steinen in den Taschen sich vor dem Garten wiegen lassen, dann sich satt gegessen und die Steine weggeworfen. Beim Herauskommen sei er nun noch leichter befunden worden als er war, ehe er in den Garten ging, und die weisesten Männer der Stadt hätten sich lange Zeit vergeblich den Kopf zerbrochen, wie in diesem Falle die Zahlung ausfallen müsse. **Z.**

Regierbild.



Der Jäger geht im Walde stolz, Der Wildbeß schleicht sich durch das Goh, Wo ist der Wildbeß?

Gemeinnütziges

Zum Ausbrüten sollten nur Eier von solchen Hühnern genommen werden, die zuerst anfangen, Eier zu legen. Diese gute Eigenschaft des zeitigen Legens vererbt sich.

Die Birntrauermücke macht sich sehr bald dadurch bemerkbar, daß viele kleine Birnen zurückgehen und schwarz werden. Daraufhin sollten Formbarmer öfters untersucht werden. Man verkrenne die Früchte sofort, weil die Maden des Schädlings darin sitzen. Das ist immer noch die sicherste Bekämpfungsmethode.

Mangoldgemüse. Die Blattstiele des Mangolds werden geschält, geschnitten, in Salzwasser abgekocht und mit einer Sahnesauce übergossen und dann noch gut mit frischer, grüner Petersilie bestreut. Auch eine holländische Sauce eignet sich dazu. Man würzt diese dann mit dem Saft von frischen Zitronen und etwas Muskat.

Logogriph.

Als Werkzeug ist's mit H bekannt, Mit Z ist's Tier in fremdem Land Julius Falt

Homonym.

Zu hast mich öfters an der Hand, Doch öfter bin ich in der Wand. Julius Falt

Buchstabenrätsel.

A	A	A	D	E
E	E	E	F	H
I	I	I	I	L
L	O	P	R	S
S	S	S	S	U

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so anzustellen, daß fünf Wörter von folgenden Bezeichnungen entstehen: 1) Ein feiner Kleiderstoff. 2) Ein männlicher Vorname. 3) Eine Goldfrucht. 4) Eine Malfarbe. 5) Eine Stadt in der preussischen Provinz Posen. — Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die beiden Diagonalen zwei neue Wörter, und bezeichnen von rechts nach links eine europäische Hauptstadt; von links nach rechts ein deutsches Gebirge.

Paul Klein.

Bilderrätsel.



Kuldung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Betrug, Betrag. — Der Scharade: Darm, Stadt, Darmstadt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Hannebohn in Eisenbad.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Humoristische Beilage zum Amts- und Anzeigenblatt für Eibenstok.
Verlag von Emil Gannebohn.

(Nachdruck verboten)

Gedankensplitter.

Geliebt bist Du, wenn man Deine Fehler schön findet.



Der gebildete Toni.

Gannes: „No, warum hascht dem Nagl so a Watsch'n abig'haut?“ — Toni: „G'stritten hob'n wir uns und da hat er mi so geärgert, daß i foan andern parlamentarischen Ausdruck mehr g'wußt hab'!“



Zerstrent.

Gaushälterin: „Um Gotteswillen, es sind Diebe im Vorzimmer!“ — Professor: „Führen Sie sie einstweilen in den Salon, ich komme gleich!“

Treuherzig.

„Der Baron Säuerling ist doch ein nobler Patient! Schickt mir der unlängst das Honorar für 10 statt 8 Visiten!“ — „Und was hast Du getan?“ — „Ich habe ihn natürlich darauf aufmerksam gemacht. Und weißt Du, was er geantwortet hat?“ — „Nun?“ — „Lieber Doktor, schreiben Sie mir zwei Bichtanfälle gut!“

*

Unmöglichkeit.

„Warum heiraten Sie nicht, Herr Leutnant?“
„Könnte kein besseres Ich bekommen!“

Am Herrenstrand.

Eine Seebadgeschichte von Reinhold Ortmann.

Der Kommerzienrat Ludovici sah an einem Samstagmorgen behaglich und ahnungslos in seinem Arbeitskabinett, als ihm die Post ein Briefchen mit der wohlbekannten, mehr energischen als zierlichen Handschrift seiner geliebten Gattin brachte. Der Kommerzienrat ließ sich einige Zeit mit der Lektüre, aber als er erst einmal den Umschlag aufgeschnitten und den dicht beschriebenen Briefbogen überflogen hatte, war es mit seinem Behagen und mit seinen schönen Strohwitwer-Plänen für den Augenblick ganz und gar vorbei. Vier- oder fünfmal lief er in heller Aufregung auf und nieder; dann ließ er sich telephonisch mit dem Bankdirektor Ostermeyer verbinden, und wiegte ungeduldig den Oberkörper, bis es ihm aus dem Schalltrichter entgegenschallte: „Hier Direktor Ostermeyer! Wer dort?“

„Hier Kommerzienrat Ludovici! Ich fahre in einer Stunde zu meinen Damen an die See. — Wollen Sie mich begleiten?“

„In einer Stunde? — Vor der Börse? — Das ist leider unmöglich! Aber wenn ich den Abendzug nehmen und morgen früh meine Aufwartung machen dürfte, würde ich mich außerordentlich glücklich schätzen.“

„Abgemacht! Auf Wiedersehen also! Guten Morgen!“ Als er den Apparat wieder auf den Ständer legte, atmete Herr Ludovici tief auf.

„Ein Schulmeister — das könnte mir gerade fehlen! Da heißt's freilich bei Zeiten einen Niegel vorschieben.“

Er trat in aller Eile seine geschäftlichen Anordnungen, ließ den Handkoffer packen und fuhr zum Bahnhof. Die glutrote Sonnenscheibe machte sich eben zum Untergange bereit, als er die Stufen zur Veranda der von seiner Gattin und seinem achtzehnjährigen Töchterchen Ella bewohnten Strandvilla hinaufstieg, von den beiden eben am Abendtisch sitzenden Damen mit einem Doppeltusch der Ueberraschung empfangen. Auf Seiten der Frau Kommerzienrätin war das Vergnügen über sein unvermutetes Erscheinen ganz aufrichtig, dem allerliebsten Fräulein Ella aber geschah es zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie sich eines Wiedersehens mit dem Papa nicht so recht von Herzen zu freuen vermochte. Sie sah vielmehr recht gedrückt und verlegen aus und schlug vor dem forschenden, ernsten Blick ihres Vaters in merklicher Verlegenheit die Augen nieder. Wenn ihr aber vor irgend einem peinlichen Examen bangte, so gingen ihre Befürchtungen vor der Hand nicht in Erfüllung. Der Herr Kommerzienrat sprach vielmehr, während er mit bestem Appetit zu speisen begann, von allerlei un-

verfänglichen Dingen, und er richtete seinen inquisitorischen Blick erst wieder auf Ellas Gesicht, als er beim Käse scheinbar ganz beiläufig bemerkte: „Direktor Ostermeyer sagte mir heute früh, daß er uns morgen das Vergnügen seines Besuchs machen werde. Ich hoffe, wir werden einen recht vergnügten Sonntag mit ihm verleben. Einen liebenswürdigen Empfang habe ich ihm ausdrücklich versprochen.“

Als er sich seine Zigarre angezündet hatte, äußerte der Herr Kommerzienrat das Verlangen nach einer kleinen Promenade am Strande, und Ella erhielt den Auftrag, die Abendmäntel zu holen. Sobald sie im Innern des Hauses verschwunden war, sagte das Oberhaupt der Familie: „Eine schöne Neuigkeit, durch die Du mich hierher gesprengt hast, Amalie! Da werde ich mir am Ende wohl diesen aufdringlichen Schulmeister vorbinden müssen, um ihm die Lust zu weiteren Annäherungen ein für allemal zu verleiden.“

Frau Amalie hob beschwichtigend die diamantblühende Hand.

„Rege Dich nicht auf, Adalbert! Ich hielt es für geboten, Dir meine Wahrnehmungen und Besorgnisse mitzuteilen; aber wenn hier von einer Gefahr die Rede sein kann, so droht sie vielleicht mehr von Ella als von Seiten des Doktor Lengerke, den man viel eher schüchtern als aufdringlich nennen kann. Die Bekanntschaft hat sich eigentlich ganz ohne sein Zutun angesponnen, und der junge Mann ist so linksich und unbeholfen, daß —“

Den Rest mußte sie sich vorläufig schenken, da Ella mit den Abendmänteln wieder auf die Veranda hinaus trat. Einträchtig und stattlich wandelte die kommerzienrätliche Familie zum Strande hinab, der an dem herrlichen Sommerabend von elegant aufgemachten Badegästen beider Geschlechter wimmelte. Es gab zahlreiche Begrüßungen mit alten und neuen Bekannten, plötzlich aber fühlte der Kommerzienrat die Hand der Gattin mit



Höhenmenschen.

„Weißt Du, mein Egon ist ein beneidenswerter Mensch — den ganzen Tag schwebt er in den Wolken.“

„Er ist wohl Lastschiffer?“ — „Nein — ein Dichter ist er.“



Die Schwiegermutter als Retterin.

feisterem Druck auf seinem Arm. — „Da ist er — der große Blonde da am Konzertpavillon, der uns eben mit einer so komischen Verbeugung gegrüßt hat.“

Ludovici schaute zu dem Musik-Pavillon hinüber, aber der Doktor hatte eben den Kopf gewendet, so daß der Kommerzienrat sein Gesicht nicht mehr sehen konnte. Desto aufmerkamer musterte er die übrige Erscheinung des jungen Mannes.

„Was? — Diejem unmöglichen Jüngling habt ihr gestattet, sich Euch zu nähern? Einem Menschen, der in Strohhut und schwarzem Bratenrock am Strand spazieren geht? Ihr müßt ja geradezu zum Gespött der Leute geworden sein.“

Fräulein Ella, die jedes Wort gehört hatte, glühte schon wieder wie ein Eisen im Feuer.

„Aber, Papa — es kommt doch nicht darauf an, wie sich ein Mensch anzieht, sondern darauf, was —“

„Gewiß kommt es darauf an, Du Gudindiewelt. Benigstens in den Kreisen der anständigen Leute. Und mir dürfte so einer gewiß nicht über die Schwelle.“

Fräulein Ella hatte die Augen voller Tränen, aber sie wagte keine weitere Erwiderung, und erst später in der Einsamkeit ihres Schlafstübchens ließ sie schluchzend allen Kummer ihres jungen Herzens ausströmen. — Am nächsten Morgen erschien der Herr Bankdirektor Ostermeyer, ein wohlfristeter Herr in der Mitte der Dreißig, der vom Scheitel bis zur Sohle wie eine lebendig gewordene Illustration aus der neuesten Nummer eines Herren-Mode-Journals aussah. Das Kommerzienrätliche Ehepaar empfing ihn mit jener liebenswürdigen Höflichkeit, die einem künftigen Schwiegerohn die ausschweifendsten Vorstellungen von dem Glück traulichen Familienlebens erwecken muß; Fräulein Ella aber mußte sich vorläufig noch entschuldigen lassen, da sie wegen heftiger Kopfschmerzen bis zum Mittag in ihrem Schlafzimmer bleiben wollte. Um die Zeit hinzubringen, und da man doch an der See war, schlug der Kommerzienrat ein Bad am Herrenstrande vor und nach einigem Zögern stimmte der Bankdirektor zu.

„Es ist doch nicht gefährlich?“ meinte er unterwegs. „Ich glaubte nicht, daß man bei solcher Brandung überhaupt baden dürfe.“

Aber der Schwiegerpapa in spe, der ein rüstiger und unerschrockener Mann war, lachte belustigt auf.

„Das ist doch wohl nur Spaß, lieber Direktor! So zahm wie die Krumme Lanke ist unsere Nordsee allerdings nicht; aber das ist ja gerade was Schönes. Und haben Sie mir nicht selbst erzählt, daß sie ein erstklassiger Schwimmer sind?“

„Allerdings — gewiß — natürlich! Und ich dachte auch weniger an mich als an Sie, verehrter Herr Kommerzienrat! In Ihren Jahren —“

„Oh, meine Jahre genießere mich nicht im mindesten. Sie sollen gleich was erleben, denn im Wasser nehme ichs noch mit dem Jüngsten auf. Und ich proponiere eine Wette um drei Flaschen Roederer, wer von uns beiden am weitesten hinauskommt.“

Es hatte nicht gerade den Anschein, als ob diese Wette sonderlich nach dem Geschmack des Bankdirektors sei; aber er lehnte sie doch nicht geradezu ab, und die beiden Herren verschwanden in ihren Bade-Kabinen, um Toilette für den Ozean zu machen. Der Kommerzienrat war schon seit zehn Minuten wieder draußen, als endlich auch sein künftiger Eidam erschien. Und für einen Moment malte sich beim Anblick der schwächlichen, dünnen Jammergestalt, die sich da aus der bestechenden Hülle herausgeschält hatte, wie Bestürzung auf Herrn Adalbert Ludovici's Antlitz. Alle Wetter! Ein bißchen anders hatte er sich den Mann doch vorgestellt, der seine Ella glücklich machen sollte.

Und es war geradezu erstaunlich, wie viele irdische Mängel ein geschickter Schneider wegzutauschen vermochte.

„Sie haben lange auf sich warten lassen, lieber Direktor,“ meinte er mit etwas gezwungenerer Freundlichkeit als vorher. „Aber ich verzeihe es Ihnen, denn ich konnte mich unterdessen hier an einem Schauspiel erfreuen, wie's einem in unserer schwächlichen Zeit nicht alle Tage beschieden ist. Sehen Sie sich mal den prachtvollen Menschen an, da vorn auf der Klippe!“

Kann man sich überhaupt was Vollkommeneres an männlicher Schönheit denken? Und diese Elastizität! Diese stählerne Kraft! Zweimal ist er schon im Wasser gewesen, und ich mußte immer an Goethes Leander denken — oder ist er vielleicht von Schiller? — wie er über den Bosporus schwimmt.“

„Der Herr Kommerzienrat meinen wahrscheinlich über den Hellespont.“



„Soll mir auch recht sein,“ gab der andere etwas pikiert zu. „Aber wenn Sie dem Prachtkerl da gleich tun, Direktor, so garantiere ich Ihnen dafür, daß wir noch heute Verlobung feiern. Ich bin wahrhaftig ganz verliebt in den Burjken.“

Der Baudirektor, der während dieser begeisterten Lobrede des sonst schwer entusiasmierten Kommerzienrats fröstelnd die mageren Schultern hochgezogen hatte, machte ein saures Gesicht.

„Es eignet sich eben nicht jeder zum Vorsitzenden eines Athleten-Klubs,“ spöttelte er, „und an der Börse ist ein heller Kopf jedenfalls mehr wert, als ein paar Kilo Muskelbündel.“

Der Kommerzienrat brummte etwas Unverständliches. Dann warf er sich in die Brust und kommandierte: „Vorwärts jeht — und rein ins nasse Element! Ich möchte mir meinen Roederer zum Diner verdienen.“

Er ließ sich die erste Brandungswelle über den Kopf schlagen, dann warf er sich fröhlich wie ein Jüngling der zweiten entgegen und arbeitete sich mit kräftigen Schwimmschlägen in die stark bewegte See hinaus. Ein paar Mal drehte er den Kopf, um nach seinem künftigen SchwiegerohnAusschau zu halten; aber er sah nicht, daß sich der Herr Baudirektor in rasender Eile pustend und schnaubend wieder auf den sicheren Strand hinauf geslüchtet hatte, nachdem ihn die erste, ungeschickt aufgefangene Woge platt auf den Bauch geworfen. Der Kommerzienrat schwamm, bis er eine eigentümliche Ermattung verspürte und daraus den Schluß zog, daß es nun wohl an der Zeit sein möchte, umzulehren. Da fühlte er plötzlich, wie sich eine mächtige, unwiderstehliche Unterströmung seinen Bemühungen, das Land zu gewinnen, entgegenstemmte, und bald wußte er, daß es ihm niemals aus eigener Kraft gelingen würde, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. — Weder an diesem noch an irgend einem späteren Tage würde der Kommerzienrat Ludovici in die Lage gekommen sein, sich bei einer Flasche Roederer seines Daseins zu freuen, wenn nicht ein athletisch gebauter junger Mann den hoffnungslos mit den Wellen kämpfenden mit schier übermenschlichem Kraftaufwande glücklich ans Land gesteuert hätte. Es war der Oberlehrer Dr. Lengerke!

Am Mittag dieses nämlichen Tages ereignete sich's, daß der

elegante Kommerzienrat Ludovici ohne alle Furcht vor dem Gespött der Leute Arm in Arm mit einem Manne in Strohhut, Bratenrock und vorjintflutlichem Halskragen über den belebten Strand seiner heimischen Villa zuwanderte. Und es ereignete sich weiter, daß er diesen unmöglichen Menschen seiner wie durch ein Wunder von ihren Kopfschmerzen befreiten Tochter zuführte, mit den Worten:

„Recht hast Du gehabt, Mädel, es kommt wirklich nicht so sehr darauf an, wie sich ein Mensch anzieht, sondern darauf, was in seinen Kleidern steckt. Ein Glück für uns alle, daß ich am Badestrand Gelegenheit hatte, mich darüber zu informieren. Geben Sie meiner Tochter den Arm, Doktor, und lassen Sie uns zu Tisch gehen. Ein neues Koubert braucht nicht aufgelegt zu werden, denn der Direktor Ostermeyer läßt sich entschuldigen.“

Gedankensplitter.

Ein bellender Hund beißt nicht — wenigstens nicht so lange er bellt.



Betrachtung.

Vater: „Es ist doch merkwürdig, was sie heutzutage alles erfinden! Zum Schreib'n habens schon a Maschin' und zum rechnen habens auch schon welche.“

Mutter (zum Sohn): „Stehst, Kaverl, die sind nachher für solche Leut', die in der Schul' nig g'lernt haben.“